



8 Interviews

8.1 Beschreibung des Forschungsdesigns

Für die Untersuchung der Forschungsfrage „Inwiefern spiegelt sich die ökonomische Krise mit ihren Folgen in den Repräsentationen des Unbewussten?“ wurde ein qualitativ-empirisches Forschungsdesign gewählt. Im Zeitraum zwischen Jänner und Dezember 2016 habe ich zwölf Interviews geführt, wobei eine Interviewpartnerin ihr Interview nach einem Jahr zurückzog, sodass letztlich elf wörtlich transkribierte Texte in einem Umfang von 303 Seiten für eine Inhaltsanalyse zur Verfügung standen. Die entnommenen Textpassagen wurden im Sinne einer besseren Lesbarkeit im Fließtext von Füllwörtern befreit.

Die Einschlusskriterien für die Interviews waren folgende: Die Personen (acht Männer, vier Frauen)¹³³ waren Unternehmer und Unternehmensberater im weiteren Sinn, die, vereinfacht gesagt, den Bereich der Investition und Regulation auf einer realen und psychodynamischen Ebene repräsentieren; ich meine damit Unternehmer und Berater (zum Beispiel Wirtschaftsanwälte, Bankenprüfer, Wirtschaftsprüfer, Buchhalter), die gemäß ihrer Tätigkeit über ökonomisches Wissen und Erfahrung verfügen. Die Interviewpartner sollen folgendermaßen heißen:¹³⁴

Anselm: 47 Jahre, seit mehr als 10 Jahren Unternehmer, Berater für Finanzdienstleister (vorwiegend Banken und Versicherungen) mit einem Technologie-, EDV- und Informatikschwerpunkt

Bob: 53 Jahre, Anwalt, Steuerberater und Wirtschaftsprüfer, seit mehr als 10 Jahren selbstständig, Schwerpunkte sind Wirtschafts-, Steuer-, Zoll-, und Gesellschaftsrecht

Gerald: 49 Jahre, Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens, seit mehr als 15 Jahren Turnaroundmanager für Betriebe in Krisen, vorwiegend für Industriekunden tätig

Josef: 52 Jahre, seit mehr als 10 Jahren im Bereich Controlling für Banken tätig

Henry: 50 Jahre, seit mehr als 25 Jahren Geschäftsfeldentwickler (Business Development), Consulter (Beratung und Umsetzung) für Vermögensverwaltungsunternehmen und Investoren

133 Die Person, die das Interview zurückzog, wird nicht in der Auflistung angeführt.

134 Die Namen wurden geändert.

Ralf: 66 Jahre, seit über 30 Jahren Unternehmer, Geschäftsinhaber (Accessoires)

Rubin: 63 Jahre, seit 41 Jahren Unternehmer, Geschäftsinhaber (Luxusprodukte im Mode- und Accessoire-Bereich)

Tom: 65 Jahre, seit mehr als 15 Jahren Galerist, zuvor Geschäftsführer und Mit-eigentümer eines Metallwarenbetriebes, der jetzt vorwiegend für die Automobil-zuliefererindustrie produziert

Brigitta: 49 Jahre, seit mehr als 20 Jahren Juristin in einer Bank

Lea: 45 Jahre, Steuerberaterin, seit mehr als 10 Jahren selbstständig, seit einigen Jahren auch Inhaberin einer Wirtschaftsprüfungs- und Steuerberatungskanzlei

Melissa: 63 Jahre, Buchhalterin, seit mehr als 20 Jahren selbstständig, seit über 40 Jahren im Finanzbereich tätig, ihre Klienten sind Künstler und Selbstständige mit niedrigem Einkommen

Meine Interviewpartner waren mindestens zehn Jahre in ihrem Bereich tätig und hatten damit die Zeit vor der Finanzkrise und danach selber erfahren. Sie kamen aufgrund ihrer Tätigkeit direkt mit der Krise in Kontakt, waren damals zwischen 45 und 66 Jahre alt und spiegeln damit den Erfahrungsbereich einer bestimmten Altersgruppe, die in dieser Zeit als Selbstständige oder Angestellte tätig war. Die Auswahl der Interviewpartner erfolgte nach einer Art Schneeballsystem in meinem beruflichen und universitären Umfeld, in dem ich nach Kontakten fragte, die den Einschlusskriterien genügten. Im Zuge der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Finanzkrise wurden etwa von Tuckett (Tuckett, 2013) oder Gill und Sher (Gill & Sher, 2013) Interviews mit Akteuren der Krise, wie Vermögensverwalter oder Banker, durchgeführt, die durch ihr Handeln das System mitgestaltet und davon profitiert hatten, während mein Interesse den Menschen galt, die das gesellschaftliche Umfeld repräsentieren, auf das sich das Handeln dieser Personen auswirkte.

Die Erarbeitung des Interviewleitfadens wurde von der Intention geleitet, neben persönlichen Daten (Alter, Beschäftigungsdauer, Verantwortlichkeiten) subjektive Theorien und Konzepte, die mit der Finanzkrise verbunden werden, in ihren bewussten und unbewussten Ausgestaltungen zu erfassen. Dazu zählen zum Beispiel Ursachenzuschreibungen oder Lösungsvorstellungen in Verbindung mit der Krise oder gesundheitliche Auswirkungen derselben in Bezug auf die eigene Person und deren Umfeld. Der Forschungsfrage geschuldet, habe ich auch Fragen nach Träumen und Witzen in Zusammenhang mit der Krise gestellt. Die Fragen oszillierten zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, um den Prozesscharakter einer Krise bzw. ihre historische Dimension erfassen zu können.

Die semistrukturierten Interviews dauerten zwischen 45 Minuten und einer Stunde und ließen Raum für freie Assoziationen, sodass sich im Anschluss neben einer inhaltlichen Analyse auch die Möglichkeit einer psychoanalytischen Betrachtungsweise auf der Text- und Beziehungsebene ergab. Bis auf zwei Interviews fanden die Gespräche in meiner analytischen Praxis statt. Mein besonderes Interesse galt neben der bewussten der unbewussten Verarbeitung dieser Krise und ihrer individuellen Verankerung, was mich dazu veranlasste, während des Interviews auf Übertragungs- und Gegenübertragungsreaktionen, die Atmosphäre und das „Davor und Danach“ zu achten, in die das Interview eingebettet war. Das ist für eine Analytikerin nicht ungewöhnlich, eröffnet es doch weitere Erfahrungs- und Denkräume, die der Analyse zuträglich sind. Dazu habe ich nach den Interviews Postscripts angefertigt, die in die spätere Datenanalyse einbezogen wurden und zu einem tieferen Verständnis der Inhalts- und Beziehungsebene beitragen konnten.

Die transkribierten Interviews wurden den Interviewpartnern zugesandt, um eine kommunikative Validierung herzustellen.

Für die Datenanalyse wurde das Programm MaxQData herangezogen, ein Computerprogramm, das bei quantitativen, qualitativen oder gemischten Forschungsprogrammen Anwendung findet. Es ermöglicht, bestimmte Analysekatgorien von vornherein festzulegen bzw. im Laufe der Analyse neue zu generieren und hinzuzufügen.

Sogenannte Codes wurden als Teilaspekte der Interviewfragen von vornherein festgelegt. Dazu gehören: Persönlichkeitsmerkmale (Alter, Geschlecht, Tätigkeit und Dauer der Beschäftigung), Ursachen der Krise, Auswirkungen der Krise, Strategien zur Krisenbewältigung, Risikofreudigkeit, Sicherheitsbedürfnis und Sicherheit, Gerechtigkeit, Resilienzfaktoren, Blick in die Zukunft und Änderungsvorschläge.

Zu den „psychoanalytischen Codes“ gehören die folgenden: Assoziationen zu Krise, Träume, Witze, Abwehrmechanismen, Affekte, Übertragung und Gegenübertragung.

Diesen Codes wurden die entsprechenden Textpassagen im Transkript zugeordnet und dort markiert. Jeder dieser Codes ist personenspezifisch, das heißt einzeln oder in Kombination mit anderen abrufbar. Tauchen in den Interviews neue Kategorien auf, wie zum Beispiel „Politik“, „Subjektivierung versus Kollektivierung“, „Gier“ „Werte und Werteverlust“ oder Sprachbilder, also „Metaphorik“, so werden neue Codes generiert und erweitern die bereits festgelegten Kategorien.

Es ist verständlich, dass Persönlichkeitsmerkmale, wie die Frage nach dem Alter, direkt beantwortet und codiert werden können und kein psychoanalytisches Verständnis erfordern. Gefragt ist dieses bei fast allen anderen Fragestel-

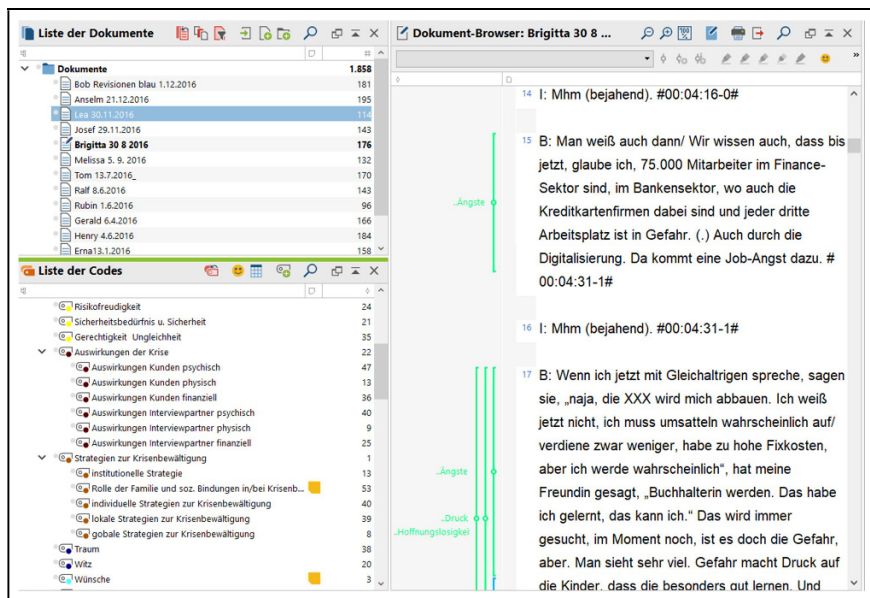


Abbildung 9: MaxQData-Analyse, Beispiel 1

lungen, wie bei der Analyse der „Ursachen der Krise“, die von den Interviewten genannt wurden, und noch viel mehr bei der Analyse der Abwehrmechanismen, die sich nur indirekt über die Antworten erschließen lassen. Der psychoanalytische Blickwinkel wird auf diese Weise zu einem Instrument für innerpsychische und gesellschaftliche Prozesse. Die Datenanalyse vollzieht sich in dieser Arbeit auf mehreren Ebenen: auf der Ebene der Aussagen, auf der Ebene der Repräsentationen des Unbewussten (in Träumen, Sprachbildern, Witzen, Affekten, Abwehrmechanismen, Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen), weiter auf der Ebene der Beziehung und der szenischen Darstellung im Kontakt.

Nachdem alle Interviews im Hinblick auf eine Kategorie/einen Code hin untersucht worden sind, werden sie beschrieben und etwaige Vergleiche angestellt. Manche Passagen sind verschiedenen Kategorien zugeordnet worden, sodass es in einzelnen Fällen zu einer wiederholten Verwendung von Interviewabschnitten kommt. Im Anschluss erfolgen die Analyse und die Diskussion der Ergebnisse, indem diese mit den vorher dargestellten theoretischen Konzepten in Verbindung gebracht werden.

Die Abbildungen 9 und 10 zeigen Ausschnitte aus der MaxQData-Analyse.

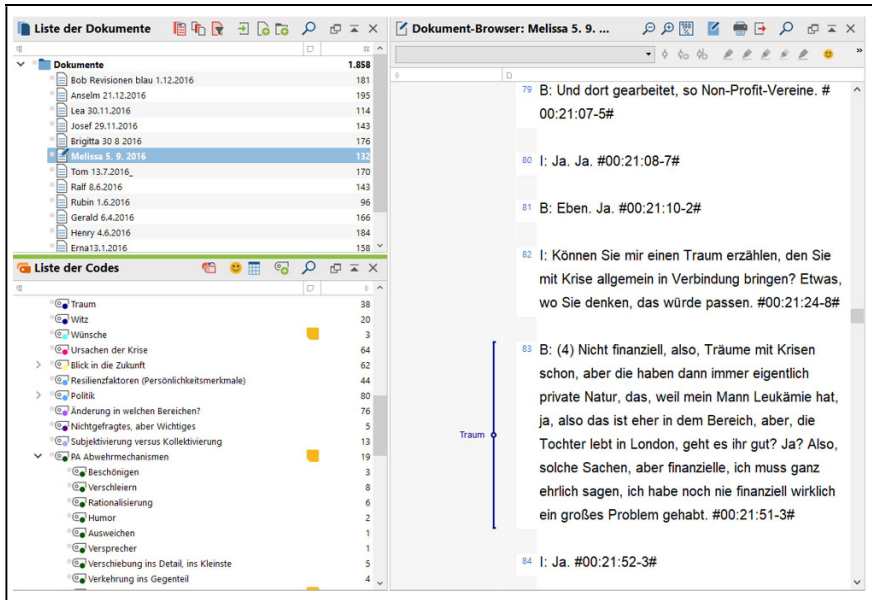


Abbildung 10: MaxQData-Analyse, Beispiel 2

8.2 Beschreibung der Interviewergebnisse

8.2.1 Ursachen der Krise

„Dass der katastrophalen Tendenz, die in der Welt herrscht, so wenig widersprochen wird, hat gewiss viele Gründe. Einer liegt darin, dass es den Regierenden auf bemerkenswerte Weise gelungen ist, all die Risiken und Gefahren, die in der heutigen Welt lauern, mit der Aura einer ökonomischen Zwangsläufigkeit zu umgeben“ (Gebauer, 2017, S. 14).

In den Interviews wurde einmal explizit nach den Ursachen der Finanzkrise 2008 und der darauffolgenden Wirtschaftskrise gefragt; implizit wurde diese Thematik auch in anderen Fragen berührt, besonders in der Frage nach Assoziationen zum Begriff „Krise“.¹³⁵ So kann erfasst werden, welche auslösende Faktoren den Personen bekannt sind, wie diese Krise als Ereignis in das politische und wirtschaftliche Geschehen eingeordnet werden kann, welche Interpretationen vorge-

135 Was fällt Ihnen ein, wenn Sie den Begriff „Krise“ hören?

nommen werden und welche Emotionen mit der Krise verbunden sind. Da es sich teilweise um spezifisches ökonomisches Wissen handelt, ist auch interessant, wie dieses in Laien und Experten verankert ist. Die Antworten spiegeln einerseits reale finanzpolitische Auslösefaktoren wider, also dem Finanzmarkt immanente Elemente wie die Computerisierung, andererseits die wahrgenommene Dynamik der Krise oder menschliche Eigenschaften wie Gier. Im Folgenden werden die Ergebnisse aus den Interviews diesen Kategorien zugeordnet; dass es dabei zu Überschneidungen kommt, ist unvermeidlich.

Manche Interviewpartner beziehen sich in ihren Antworten auf wirtschaftspolitische Faktoren, die kapitalismusimmanent sind.

„[...] dass [...] dieses MUSS¹³⁶ an Wirtschaftswachstum so viel an Wichtigkeit gewinnt. Und es kann nun mal nicht mehr wachsen, ja? Also nicht in diesem Ausmaß wie nach einem Weltkrieg, [...] wir jammern alle auf hohem Niveau, zumindest in Mitteleuropa, [...] Und es sind andere Dinge viel wichtiger“ (Lea, 145¹³⁷).

„Unbändiges Wachstum“ (Gerald, 151).

Auf die Frage nach den Ursachen der Krise wird von den Interviewten, wie man an den folgenden Beispielen sehen kann, sehr häufig Gier genannt.

„Ich glaube, das trifft durchaus, das trifft nicht auf alle Fälle, auf einige zu, Gier“ (Gerald, 25).

„Also, insofern lässt es sich wahrscheinlich mit Gier schon ganz gut zusammenfassen“ (Gerald, 31).

Betrachtet man die Gier als menschliche Eigenschaft, muss man sich fragen, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit sie in bestimmten Zeiten krisengenerierend wirkt. Melissa und Brigitta heben die Bündelung der von Gier bestimmten Interessen auf einer politischen und institutionellen Ebene hervor:

„Und was ein Hauptproblem der Krise ist, das haben wir noch nicht erwähnt, das ist die Gier. Die Gier von allen“ (Melissa, 99). „Die [Gier] hat es [...] immer schon gegeben, nur ist die Frage, wer sitzt an der Macht und wo wird die Gier so missbräuchlich verwendet, dass es zu einer Krise kommt?“ (Melissa, 101)

„Na ja, die Gier des Menschen, die [...] sind halt auf die Idee gekommen, die [...] schlechten Kredite zu bündeln, zu zerlegen in einzelne Wertpapiere, die in Massen [zu] verkaufen. Jeder hat geglaubt, [...] er kann es [das Haus] noch mit mehr Hypotheken belegen. Die Kredite sind leichtfertig vergeben worden. Das Ganze hat ein unglaubliches Ausmaß angenommen und die Banken [...] [ein] noch höheres Risiko

136 Die Großschreibung eines Wortes verweist auf die ausdrückliche Betonung eines Wortes im Interview.

137 Diese Zahl verweist auf die entsprechende Passage im Interviewtranskript, wie sie von MaxQData vergeben wurde.

eingehen, weil je mehr Geschäfte ich mache, desto höher ist mein Bonus“ (Brigitta, 72–73).

„Ich kann mich erinnern, [...] da hat man den Jungen versprochen, jetzt hast du bald einen super Sportwagen und das und das und die haben investiert und den Leuten irgendwie das schmackhaft gemacht, dass sie den Nächsten betrügen. Es ist nie um das System gegangen, jemandem wirklich zu helfen, sondern nur schnell verdienen, verdienen“ (Melissa, 139).

Die Gier führt dazu, dass innere Regeln und Vorstellungen des moralisch richtigen Handels außer Kraft gesetzt werden. Die mit der Gier einhergehende Schrankenlosigkeit geht Hand in Hand mit einem Werteverfall und der Auflösung sozialer Bindungen.

„[...] man will mit aller Gewalt verdienen. Und da[s] ist einem völlig egal, ob jetzt der Private in eine Krise fällt, persönlich, das Familienglück gefährdet ist, ob die Existenz vom Unternehmer gefährdet ist, das ist diesen Leuten völlig egal. Die gehen über Leichen“ (Melissa, 49).

Zu den als individuell ausgewiesenen Auslösefaktoren zählen auch egoistische Tendenzen und mangelnde Selbstkritik, die sich in Gruppen verstärken und bestimmte Stimmungen oder Gruppengefühle erzeugen, die das Handeln beeinflussen.

„Welche Ursachen hat die Krise gehabt? [...] natürlich Streben nach mehr [...] [und] Ich-Bezogenheit“ (Gerald, 153).

„Von Unternehmern [...] ‚Wir sind die Besten‘-Gedanken, ohne kritisches Hinterfragen“ (Gerald, 155).

„So lange alle positiv denken, [et]was investieren, gibt der Nächste [et]was rein. [Dann] geht es allen gut. Dann sagt einer: (Ausatmen) Ich habe genug, ich will nicht. Ja? Dann reißt er damit alle runter. Dann sind alle am Boden [...] Und da sagt einer: Ich tu was. Aufbau“ (Anselm, 189).

„[...] durch diese Emotionen wird aus meiner Sicht [...] die Krise oftmals auch verstärkt“ (Josef, 159).

Fehlende Kritik bzw. Zugänglichkeit für Kritik ist ebenfalls eine Auswirkung des Gruppendenkens und wird durch Differenzierungen in den Arbeitsprozessen noch verstärkt.

„Na ja, das ist diese Spezialisierung, es bleibt der Röhrenblick. Ich fühle mich heute als Generalist nicht mehr gefragt [...] Aber vielleicht driftet es deswegen auseinander, wenn niemand mehr den Überblick hat. Da gibt es irgendein Instrument, ich meine, diese ganzen Optionsgeschäfte und Swap-Geschäfte, [das] ist ja alles nur mehr derivativ [...] Und konstruiert bis dorthinaus. Wahrscheinlich wie der Turmbau zu Babel [...]“ (Bob, 86).

„Und ich glaube, dass ganz viele dieser Tragödien oder Wirtschaftskrisen einfach hausgemacht sind, weil die Leute diesen Überblick nicht mehr haben und sich nicht

auf sich selbst besinnen und immer schneller, höher, stärker und irgendwann geht es halt nicht mehr“ (Lea, 145).

Die letzten beiden Beispiele zeigen, dass solche Tendenzen durch arbeitsorganisatorische Faktoren verstärkt werden. Zu diesen zählt auch die zunehmende Technisierung des Finanzbereichs, die einerseits entlastend wirkt, andererseits einen Kontrollverlust darstellt.

„Und dann wird zu viel von den Computerprogrammen übernommen. Ich meine, diese ganzen Börsenschwankungen haben ja auch damit zu tun, die Kaufentscheidungen und Verkaufsentscheidungen trifft ja nicht mehr ein Makler, das machen Maschinen, das wird alles programmiert und dann wird das alles zum Selbstläufer“ (Bob, 88).

Gerald macht darauf aufmerksam, dass vor Krisen durchaus realitätsgerechte Einschätzungen von Mitarbeitern vorhanden sind, dass diese aber aus organisatorischen und strukturellen Gründen nicht gehört werden.

„Hm, Nichtzulassen von Kritik. Auch Nichtbeachten der Meinung von Mitarbeitern, ist ganz wesentlich, dass man sich zwar als Manager seine eigene Meinung bildet, aber trotzdem die andere anhört [...] und dann seine eigene Meinung bildet. [...] vielleicht auch eine Ursache [ist], dass man zu wenig auf Leute, die im operativen Geschäft tätig sind, gehört hat. Es wären sicher so Indikatoren öfters gezeigt worden, [dass] durchaus also im direkten Bereich oder im Arbeiterbereich Leute sehr wohl Missstände frühzeitig erkennen oder Fehlentwicklungen“ (Gerald, 157).

Als weiterer entscheidender Faktor für die Finanzkrise wird die Spekulation genannt, die durch politische Entscheidungen begünstigt wurde. In der Folge wurde die Trennung von traditionellen Bankgeschäften und Investment immer durchlässiger.

Tom bezieht sich in seinen Ausführungen auf den Kunstmarkt und die Kunst als Spekulationsobjekt, die ebenso anfällig für Blasenbildung ist wie Immobilien oder Wertpapiere.

„[...] bei diesen Finanzfonds heute wird Kunst eigentlich nur gekauft, weil Kunst den Wert hält. Aktien sinken, Spekulationen setzen also Aktienkurse unter Druck, und die Kunst hält halt, und wenn Sie ein Portfolio haben, können Sie dem Kunden dann sagen, schau, das Portfolio hat sich nur um so-und-so-viel Prozent reduziert [...] Es gibt Leute, die spielen – Jonathan Meese oder andere – die Performances machen, die Leute beschimpfen, ja, und davon gut leben, nicht? Also, es ist wie überall auch in der Werbung, es ist in der Kunst ähnlich, ‚Sex sells‘ [...]“ (Tom, 133).

„Zum Beispiel haben gerade die Japaner damals in Krisenzeiten – das hängt mit der Kunst zusammen – 2006, 2007, ungefähr. Die haben die großen Meister gekauft. Die holländischen Meister. Eben Van Gogh oder auch Picasso und dergleichen. Und nur um zu zeigen, [...] wir können uns das leisten“ (Tom, 129).

„Und [...] einige Jahre später mussten sie es wieder verkaufen und haben nicht einmal die Hälfte dafür gekriegt“ (Tom, 131).

Der Handel mit den neu geschaffenen Finanzprodukten, die Hebelwirkung haben, wird ebenfalls als mögliche Ursache angegeben. Wegen ihres verborgenen Risikos ähneln die Geschäfte mit ihnen mehr dem Glücksspiel, was sie auch im Graubereich des Betrugs und der Kriminalität ansiedelt.

„[...] die Banken waren, speziell in Amerika [...] viel weniger wie in Europa reguliert [...] [Es] sind Produkte gehandelt worden, die [...] heutzutage kaum mehr denkbar sind“ (Josef, 161).

„[...] da gibt es im Finanzbereich diese Hebelprodukte. Ja? Wo man [...] nur mehr mit Wetten agiert und eigentlich gar nichts mehr dahinter ist. [...] wenn es irgendwo ein Problem gibt, pflanzt sich das halt auch viel schneller fort“ (Anselm, 195).

„Es waren ein ganzer Haufen Blasen, die sich nicht erfüllt haben, ja. Und die einfach geplatzt sind und dann falsche Versprechen und falsche Hoffnungen und das ist einfach alles eingestürzt“ (Lea, 133).

„Na ja, ich glaube, es war die Spekulation. Und es waren [...] Banken, die mit virtuellem Geld gearbeitet haben. Das ist für mich eigentlich für eine Erklärung ausreichend. Wenn das alles nicht gedeckt ist, ja, und ich spiele nur und spekuliere. Man kann heute schon auf alles spekulieren, auch auf das, dass einer kaputtgeht, und das ist alles so krank. Und das ist meiner Meinung nach der Auslöser gewesen, auch natürlich die Immobilien in Amerika, die dann nicht mehr verkaufbar waren. Früher hat [...] jeder [...] seinen Kredit bekommen. Und plötzlich wurden die eingefordert, weil das Geld gefehlt hat. Und die Häuser waren aber unverkäuflich. Und [...] [so] wird es auch mit der Kunst sein“ (Tom, 127).

„Auf der einen Seite, dass Geld veranlagt wurde, was gar nicht da ist“ (Melissa, 95).

Weiter wird das Auseinanderklaffen zwischen Realwirtschaft und Finanzwirtschaft von einigen Interviewpartnern als krisengenerierend und bedrohend empfunden.

„Das hat mit einer realen Wirtschaft einfach nichts zu tun, da sind wir an dem Punkt, die Realwirtschaft könnte nicht so gesteigert werden wie eben eine virtuelle Wirtschaft. Und diese virtuelle Wirtschaft ist die Finanzwirtschaft [...]“ (Henry, 49).

„Wie soll man das sagen, [...] dass die Schere zwischen Realwerten und Finanzwerten sehr aufgeht [...] Auf jeden Fall, das könnte man als einen der Gründe [anführen], [...] wenn dann [...] ein Player kurz einknickt, oder die anderen glauben, dass er einknickt, dann kann das sehr leicht zu einem sogenannten Dominoeffekt führen. Und das ist das Problem“ (Ralf, 227).

„Es hat nichts mit der Realität zu tun. Und ob ich das jetzt in der Finanz erlebe oder [...] bei der Kreditvergabe anschaue, [...] die Banken ja das Geld nicht haben müssen, was sie verborgen, und irgendwann muss das zusammenbrechen, ja“ (Lea, 133).

„[...] wie die Suprime-Krise, die ja in Amerika gestartet hat, da ist ja diese davon ausgegangen [...] JEDER Amerikaner konnte 500.000 Dollar Kredit bekommen, wenn er ein Eigentümer wird, wenn er eine Immobilie erwirbt. Und die Kredite wurden derart ausgestaltet, dass [die] drei Jahre lang [...] tilgungsfrei waren und dann [...] hat man mit der Zinsrückführung begonnen und nach hinten wurde es immer mehr. Und selbst der Hausverstand von Billa zum Beispiel, der würde das auch erkennen, dass so ein Modell überhaupt nicht möglich wäre, [...] aber es war ja eben [...] nicht dazu da, dass es zurückgeführt wird, sondern es war dazu da, dass man alle Forderungen dann bündelt am Finanzmarkt und dass [man] Forderungen als Produkt verkauft. Und wer hat das gekauft? Die Europäer, weil sie natürlich vielleicht einfach da über den Tisch gezogen wurden“ (Henry, 49).

Bob spricht an, dass die Krise nicht auf Betreiben Einzelner zustande gekommen ist, sondern durch die Beteiligung vieler, die sich trotz fehlenden Wissens oder Überblicks an den Geschäften beteiligt haben.

„[...] soweit man das den Medien entnimmt, [...] war[en] die Überfinanzierung, die übermäßige Fremdfinanzierung, diese Immobilieninvestitionen in Amerika [die Ursache]. Wo dann plötzlich [...] die ständige Wertsteigerung dieser Immobilien plötzlich weg war und dann konnten die ihre Kredite nicht mehr bedienen. Und das war alles mit irgendwelchen Collaterals belastet, ja, das habe ich ja erlebt, ja, ich meine, bei den Großkanzleien, die haben alle mitgetan, bei diesen Papieren, wo sich keiner mehr auskennt, was da eigentlich jetzt wirklich gemacht wird“ (Bob, 84).

Brigittas Einschätzung bestätigt dies unter Bezugnahme auf das gute Gefühl, das die Spekulationen begleitet hat. Die Kosten wurden jedoch nicht von den Verursachern getragen, sondern vielfach von der Gemeinschaft der Staatsbürger; Geld, das der Realwirtschaft entging.

„Da ist dann viel zusammengekommen, noch die Kapitalverkehrsfreiheit, der Euro. Wir haben auf einmal so einen Riesenmarkt gehabt, mit einer Währung, und dann ist das geplatzt und [...] in dem Moment, wo Lehman in Konkurs gegangen ist, haben alle auf einmal irgendwelche Lehman-Papiere gehabt, die nichts wert sind. Das hat sich schnell überall ausgebreitet. Das ist viel auf Sand gebaut worden. Die Hypo Alpe Adria [...] Die haben alle spekuliert, das war lässig“ (Brigitta, 73).

„Und dann ist das auf einmal geplatzt und wir mussten alle die Banken retten. Der Staat muss die Banken retten, mit unserem Steuerzahler. Und auf einmal ist die Verschuldung total in die Höhe gegangen, er spart bei der Infrastruktur, bei den Schulen, bei den Universitäten, bei der Ausbildung und so sind jetzt wir alle in der Krise“ (Brigitta, 73).

Auffällig sind die Sprachbilder, die zur Beschreibung der Krisendynamik verwendet werden. In den obigen Beispielen ist von Blasen, die platzen, oder, wie im nächsten Zitat, von Luftschlössern, die zusammenbrechen, die Rede.

„[...] das ist einfach eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, die es nicht gibt. Und irgendwann hält dieses Lufts Schloss nicht mehr, bricht zusammen [...]“ (Lea, 133).

Weitere Bilder findet man in den folgenden Zitaten, die dem Bereich der Naturwissenschaft entlehnt sind und eine Dynamik implizieren, die mit Steigerung und Kontrollverlust verbunden ist. Die meisten dieser Metaphern suggerieren Katastrophen.

„[...] ausgelöst wurde das Ganze durch die Finanzkrise, [...] das kulminiert jetzt sozusagen, das ist wie eine Lawinenbewegung, diese krisenhaften Entwicklungen gehen jetzt in alle Richtungen. Wir haben die Finanzkrise, wir haben Konflikte, die sich häufen, die auch alle verunsichern; im Gefolge dessen diese Flüchtlingskrise. Jetzt kommen wir in eine massive Politik-System-Krise und Staaten-Krise, [...] die sind alle extrem verunsichert und daher wird auch nichts getan, alle warten nur ab. Und jeder sichert nur mehr ab [...]“ (Bob, 34).

„[...] beim Thema Finanzkrise muss man sagen, dass diese Multiplikatoren [...] auch immer stärker werden. Das heißt, das Pendel schlägt dann [...] auch immer stärker aus“ (Anselm, 193).

„[...] eine Krise geht halt immer auch einher mit der Stimmung. Ja, vorher war [...] eine total positive Stimmung [...] Und irgendwann schlägt es dann halt einfach um, [...] das Pendel schlägt aus (klatscht), auf die andere Seite, ja“ (Josef, 159).

„[...] einerseits war es eine Überhitzung des Immobilienmarktes. [...] diese verschiedenen Immobilienmodelle, [...] die wie in einer Kettenreaktion, wie wenn ein Dominoeffekt [eintritt], [...] alle miteinander dann umgefallen sind [...]“ (Josef, 159).

„Also, eine Ursache, die ja weit kommuniziert ist, [...] steckt eben in dieser Überhitzung von Investitionen. [...] dass man in Dinge investiert, in eine Art Ketten-system, das dann halt zusammenklappt, wenn irgendwo dann halt ein Stäbchen wegfällt und nichts mehr nachkommt. [In Amerika] hat es günstige Kredite gegeben, die ja nicht genau geprüft wurden, ob sich Personen das leisten können. Und damit wurde einfach sehr viel gebaut. Dann ist es allen gut gegangen. Damit hat die Wirtschaft floriert [...] Und das Ganze war eine Aufwärtsspirale. Ahm, die theoretisch immer weiter funktionieren würde, so lange da immer wieder was nachkommt. Und wenn irgendeiner sagt: Jetzt kommt nichts mehr nach. Dann klappt das alles zusammen [...] Und im Prinzip ist es so eine Art Schneeball-, eigentlich, Effekt. [...] die Wirtschaft ist [...] schnellballmäßig [...] aufgebaut. In dem Moment, wo jemand Geld hat, kann er wieder mehr kaufen. Damit entsteht wieder irgendjemand, der mehr Geld hat [...] Und wenn halt irgendwann einmal eine Lücke entsteht, keine Ahnung, weil die Geldmenge nicht da ist oder irgendeiner sich plötzlich nimmer traut [...] Dann klappt das zusammen. Und das glaube ich, ist der Hintergrund [...]“ (Anselm, 183).

Die an den Schluss gestellten Zitate sollen verdeutlichen, wie widersprüchlich die Einschätzung der Ursachen sein kann, wenn im Gegensatz zu den weiter oben vorgebrachten Argumenten und Assoziationen nicht das risikoreiche Han-

deln, sondern das Festhalten an überkommenen Mustern als Ursache der Krise angesehen wird.

„Und dieses Beharren auf alten Verhaltensmustern und [...] erworbenen Rechten trägt, meiner Meinung nach, zu einem großen Maß dazu bei, dass wir diese Probleme haben“ (Rubin, 145).

„[...] wenig Innovationsfreudigkeit ist sicher eine Ursache“ (Gerald, 159).

Fasst man die Einschätzungen der Interviewpartner in Bezug auf die Ursachen der Finanzkrise zusammen, so decken sie ein breites Spektrum ab, das in der Zusammenschau durchaus der Realität gerecht wird.

8.2.2 *Auswirkungen der Krise auf die psychische und physische Gesundheit der Interviewten und der Personen in ihrem Umfeld*

Bis auf Ralf haben alle Interviewpartner von wahrgenommenen gesundheitlichen Problemen in ihrem Arbeitsumfeld berichtet. Im Finanz- und Bankenbereich, wo die Krise lokalisiert wurde – auch wenn andere Faktoren zu ihrem Entstehen beigetragen haben – zeigte sich unmittelbarer Handlungsbedarf. Die Banken und ihre Mitarbeiter unterschiedlicher Hierarchien standen im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Im Folgenden kommen zunächst jene Interviewpartner zu Wort, die in diesem Bereich tätig sind.

„[...] wir müssen jetzt die Krise bewältigen und haben mehr Arbeitsdruck [...] Es wird überall gespart. Man kann kaum mehr auf Urlaub gehen. Wir haben sehr hohe Urlaubsrückstellungen“ (Brigitta, 25).

„Zwei waren im Burn-out [...] Und manche haben halt dann auch schon, ja, ziemlich geschnauft, [...] wo man sich dann gedacht hat, na ja, da fehlt jetzt auch nicht mehr wirklich viel. Und da denkt man sich schon dann seinen Teil, ja“ (Josef, 125).

„Und man verlangt immer das Äußerste von den Mitarbeitern [...] Und es wird gespart. Es müssen immer weniger Mitarbeiter [...] mehr machen. Aber man sieht, das ist auch sehr belastend. Kein Licht am Horizont“ (Brigitta, 13).

„Und [wir] versuchen halt [...] mit dem Rahmen unserer Möglichkeiten, die wir durch das Gesetz auch bekommen haben, das Arbeitsumfeld zu verbessern und zu schauen, dass kein hoher Stressfaktor da ist, weil natürlich durch [...] durch permanente Verfügbarkeit [...] die Leute nach einiger Zeit ausgepowert sind und Burn-out-Gefahren entstehen“ (Brigitta, 9).

Brigitta betont den „Stress“, dem die Mitarbeiter im Bankenbereich im Zuge der Krisenbewältigung ausgesetzt waren, wobei die Arbeitslast nicht nur ungleich verteilt war, sondern auch Personal betraf, das gemeinhin nicht im Zentrum der Aufmerksamkeit steht und, so muss man feststellen, nicht ausreichend geschützt ist.

„Da wollte ich noch sagen, in der EZB hat [es] ja, ist ja auch im Spiegel, ist jetzt kein Geheimnis, eine Umfrage gegeben, wie dieser ganze Stress bewältigt werden wird [...] Also 24 Personen haben sich als selbstmordgefährdet geoutet. [...] vor allem war die Personalabteilung so erschüttert, dass sie das überprüfen hat lassen. Aber dieses Sample war schon aussagekräftig. Und sehr viele haben Anzeichen von Burn-out gehabt [...] Und das hat die ganze EZB aufgerüttelt. Und das waren aber auch Bereiche [...], wo man nicht sagt, die Highflyer oder die Strategieabteilungen oder direkt beim XXX, sondern zum Beispiel die Übersetzer, die Burn-out-Fälle hatten, weil die keine Wertschätzung erfahren haben, aber man hat diese vielen tausenden Seiten Rechtsakte, die man da geschaffen hat innerhalb kürzester Zeit denen vorgelegt. Die mussten in einer kurzen Zeit das alles übersetzen, perfekt, ohne Fehler. Keiner [hat] Danke gesagt [...] Und dann sind die schwer krank geworden, denn [...] Wobei die EZB hat kein Arbeitszeitgesetz und keinen richtigen Betriebsrat [...] Die hat nicht diese Arbeitnehmerschutzgesetze, wie wir sie haben. Das ist natürlich sehr gefährlich“ (Brigitta, 43).

Das Fehlen von Interessenvertretungen, die solche Schutzfunktionen übernehmen könnten, wird als Manko empfunden. Innerhalb der Organisationen kommt es infolge der hierarchischen Struktur aus psychoanalytischer Sicht zu Verschiebungen der Aggression auf Kollegen oder gegen sich selbst. Risse zwischen den Generationen tauchen auf.

„Vielleicht ist das jetzt meine subjektive Wahrnehmung, [...] aber es ist schon mehr Mobbing oder so [...] Teamarbeit leidet, aber dass man eher geneigt ist, jemanden herabzusetzen. [...] oder die „Alten“, das habe ich öfter gehört. Die haben ja die tolle Zeit gehabt, wo nur ausgeweitet worden ist und denen zugeschoben worden ist und wir sind jetzt in der Sparzeit, wo die Ausbildungen zurückgehen, die Anforderungen stärker sind“ (Brigitta, 23).

Die Veränderung von Beschäftigungsverhältnissen, wie die Tendenz zu befristeten Arbeitsverträgen, bringt nicht nur Flexibilität, sondern auch Verhaltensweisen zum Vorschein, die mehr das eigene Fortkommen im Blick haben und soziale Tugenden in den Hintergrund stellen.

„Also, wir sind [...] jetzt in einer Gesellschaft, die eher egoistischer [ist][...] Das habe ich schon beobachtet. Jeder will selber aufsteigen und Karriere machen. Also es wird weniger ans Kollektiv gedacht [...]. [...] wir waren jetzt nicht mehr so viele befristete Mitarbeiter, die haben halt reingehackelt, was geht, und haben sich bemüht, das Beste zu machen, damit sie unbedingt aufgenommen werden, im Bewusstsein, dass es dem Sektor schlecht geht [...] Man ist schneller frustriert. [...] wenig Optimismus eigentlich. Und wir haben [eine] verstärkte Stressproblematik, also konkret haben wir mehr Angststörungen. [...] dann haben wir Burn-out-Fälle und das Klima ist rauer“ (Brigitta, 21).

„Also, wir beschäftigen Betriebspsychologen, also, die mentale Gesundheit, weil das war früher nicht so, dass man da Schlafstörungen, Depressionen hat. Anzeichen von depressiven Verstimmungen, Anzeichen von Burn-out. [...] Suchtproblematik [...].

Tabletten oder Drogen haben wir nicht, aber Alkoholfälle schon. Ich kann jetzt nur nicht sagen, ob das steigend ist [...], da gibt es einen Weinladen [...] Die treffen sich halt nachher dort, um runterzukommen, sagen sie.“ (Brigitta, 99)

Außerhalb des Bankenbereichs wurden von meinen Interviewpartnern ähnliche Belastungssituationen dargestellt, wie etwa von Tom, der mit Künstlern zu tun hat. Neben den „lauten“, das heißt auffälligen Symptomen, nennt er auch die „leisen“ wie den sozialen Rückzug.

„Also, es ist jetzt viel, viel kritischer für den Gesundheitszustand der Künstler. Die werden immer nervöser. Natürlich auch die Galeristen. Bei Kollegen merkt man, bei Kleinigkeiten wird herumgeschrien“ (Tom, 81).

„[...] in der Krise ist die Angst da. Die kann man nicht mehr wegschlafen, [...] da nimmt die Schlaflosigkeit zu und alles. [...] da geht es einfach darum, mit jemandem zu sprechen, ihm zuzuhören [...] Und natürlich eine gewisse Solidarität auch. Menschlichkeit, Humanismus sind schon Eigenschaften, die eigentlich den Menschen ausmachen [...] Leider ist das Problem, dass die Leute, die in der Krise sind, sich zurückziehen. Und man sieht die gar nicht. Ich glaube, es ist schon ein Alarmsignal, wenn man Freunde oder Bekannte hat, die sich dann komplett zurückziehen“ (Tom, 173).

„Und es sind oft so wertvolle Menschen, [...] die eben jahrelang gekämpft haben. Und die ihre ganze Substanz eingesetzt haben [...] Und die dann einfach wirklich vor dem Nichts stehen. Viele dieser Dinge enden dann im Suizid. Oder in purer Armut“ (Tom, 157–159).

Tom verweist auf kulturelle Unterschiede im Umgang mit Krisen, die aus der Sicht der Krisenbewältigung von Interesse sind.

„[...] der in Konkurs geht, der ist tot. Gesellschaftlich, der kriegt bei der Bank nichts mehr. Und in Amerika ist es ganz anders, [...] diese Kunst des Scheiterns, die kennt man bei uns gar nicht, weil sie einfach auch gesellschaftlich nicht akzeptiert wird. Und das ist auch so ein Grund, dass jeder Angst hat, hier zu scheitern. Ob ein Künstler oder ein Galerist. Also, wenn heute so ein Essl, nach dem kräht kein Hahn mehr, ja. Also, hat keine Chance [...] Und das macht auch die Leute krank [...] diese Situation, dass man heute keine zweite Chance geben will“ (Tom, 149–153).

Für manche ist der Zusammenhang zwischen psychischen und physischen Erkrankungen und der Wirtschaftskrise nicht eindeutig; was sie jedoch feststellen, ist die zeitliche Koinzidenz bzw. die unterschiedliche Belastungsfähigkeit von Menschen.

„[...] ich habe in meinem Umfeld jetzt öfters mit Herzinfarkt-Personen zu tun gehabt. [...] Ob sie [...] mehr leisten mussten, weil das einen potenziellen Zusammenhang gibt jetzt mit einer Finanzkrise oder nicht, das kann ich nicht sagen“ (Anselm, 119).

„Es ist auch dort sehr viel Druck in diesen Sachen [...] Und wenn das eine gewisse Zeit dauert, der Druck [...] verkraftet es halt nicht jeder“ (Anselm, 123–127).

Auf die Frage, ob er Auswirkungen auf die Gesundheit bemerkt habe, antwortet ein Interviewpartner so:

„Ich denke schon, aber vielleicht wird es mehr kommuniziert, aber zumindest wenn man das in 20 Jahre aufteilt, in die ersten und zweiten zehn Jahre, habe ich zumindest in den ersten zehn Jahren wenig von – wie man es so gerne nennt – Burn-out oder ähnlichen Symptomen gehört. Jetzt in den letzten Jahren schon sehr viele“ (Gerald, 79).

Gerald spricht damit eine Frage an, die auch in der wissenschaftlichen Literatur diskutiert wird.¹³⁸ Am folgenden Beispiel kann man sehen, wie Verluste, selbst wenn sie nicht die materielle Existenz bedrohen, die psychische Existenz destabilisieren können.

„[...] der Taufpate meines Mannes, der schon [...] über 80 [...] war und der hat sich von dem nicht erholt. Also, der hat seine Zinshäuser verkauft [...] Und das war ein Sir und ein mit seinen 80 Jahren extrem unternehmungslustiger Kerl und sehr fortschrittlich auch, hat noch mit dem Handy herumgetan und am Computer. Also wirklich vorne dabei. Und hat [...] dann die Zinshäuser verkauft und hat das Geld veranlagt. Und dann war die Finanzkrise und das hat er nicht verkieft. Vielleicht auch, weil dann danach die Zinshäuser weg waren und er nicht wirklich mehr seine große Beschäftigung hatte [...] Und es ist dann rapide mit ihm zu Ende gegangen [...] wenn die Leute oder die Klienten Geld auf der Seite haben, dass ich IMMER eher dazu neige, ihnen zu raten, sie sollen in Immobilien gehen“ (Lea, 33).

Henry führt in seinen Beobachtungen die Auswirkungen von negativen Nachrichten als Ursache psychischer Destabilisierung an.

„Und nichts anderes ist [...] diese mediale Bepflasterung von permanenten schlechten, schlechten Meldungen, dass die Leute einfach eine psychische Veränderung [erleben] und sie werden innerlich auch aggressiver. [...] einige sind [...] noch resistent vielleicht, das sind aber noch wenige, aber bei vielen steigt auch die Aggression und natürlich auch [...] die Fälle von Burn-out und von Depressionen [...]“ (Henry, 25).

138 Dornes (2016) geht davon aus, dass sich nicht nur die Wahrnehmung in Bezug auf Krankheiten verändert hat, sondern auch der Zugang zur Psychotherapie erleichtert wurde. Das habe zur Folge, dass mehr Diagnosen gestellt werden, aber nicht unbedingt mehr Menschen erkranken. „Summa summarum kann man feststellen, dass weder epidemiologische Studien noch die anderen genannten Indikatoren (Suizid, Alkoholkonsum, Lebenszufriedenheit) für eine Zunahme psychischer Störungen oder sozialer Desintegration in den letzten 40 Jahren sprechen“ (Dornes, 2016, S. 31).

Ähnlich argumentiert auch Rubin, der in der Mode und im Besitz von Konsumartikeln Optimismus oder Pessimismus gespiegelt sieht und diese Stimmungen und Einstellungen in Zusammenhang mit dem psychischen und physischen Wohlergehen der Menschen bringt.

„(Seufzen) Ich glaube, es ist ganz klar, dass in Zeiten wirtschaftlicher Hochkonjunktur, wenn ich mich [...] an die Jahre des Wirtschaftswunders zurückerinnere [...], sicherlich ist [...] der Gesundheitszustand von Menschen, die optimistisch sind, hoffnungsfroh, sich von Waschmaschinen bis zu Nerzmänteln die Sachen gönnen, weil sie einen positiven Ausblick auf die Zukunft und auf ihre persönliche wirtschaftliche Zukunft haben, [...] dass man sicherlich viel besser disponiert ist, als wenn man verunsichert [ist] und nicht weiß, wie das so wird [...]“ (Rubin, 115).
„[...] ob das Ersparte reichen wird, und ob man noch verdient, wenn das alles erodiert [...] das ist sicherlich für die persönliche Gesundheit nicht zuträglich“ (Rubin 117).

Ralf hat als Einziger keine Auswirkungen feststellen können.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Angsterkrankungen, Depressionen, Burn-out, Suizide, Aggressionen, Sucht, Herzerkrankungen und Stress, um in der Terminologie der Interviewpartner zu bleiben, mit der Wirtschaftskrise in Verbindung gebracht werden.

8.2.3 *Finanzielle Auswirkungen der Krise*

Gewinne und Verluste werden gemeinhin mit Krisen in Verbindung gebracht. Die Frage nach den finanziellen Auswirkungen der Krise verschaffte mir Einblick, wie sehr meine Interviewpartner solche finanziellen Auswirkungen bei sich selbst bzw. bei ihren Kunden wahrgenommen und erfahren hatten.

Eine Interviewpartnerin erzählte mir zum Beispiel erst nach dem Interview von persönlichen finanziellen Verlusten. Weiter lassen sich anhand der Aussagen Hypothesen generieren, die für eine weitere Untersuchung interessant wären: so die Frage nach Tätigkeitsbereichen und Organisationsstrukturen, die krisenresistenter sind als andere, die Frage nach politischen Maßnahmen, die für die Betroffenen stabilisierend wirken könnten und, wie weiter unten nachzulesen ist, die Frage nach gesellschaftlichen Umstrukturierungen im Zuge von Krisen, die bestimmte Schichten mehr als andere betreffen.

Ralf bemerkte in seinem Unternehmen keine krisenspezifischen Veränderungen.

„[...] Ich merke keine Veränderungen in den Zahlen [...] Das Einzige, was sein könnte, dass wir ohne Krise viel mehr Umsatz gemacht haben. Aber es ist ja eine stetige Entwicklung. Und ich muss mit Freude feststellen, dass ich von der Krise nicht betroffen bin“ (Ralf, 39).

Lea sieht dies ähnlich und betont die gute Auftragslage, die sie von einer Krise nichts spüren lässt.

„Aber dass sie [die Unternehmer] sich mit einer Wirtschaftskrise beschäftigen? (.)¹³⁹ Nein. (.) Es ist eigentlich eher umgekehrt, dass sie (.) kaum mit ihren Kapazitäten zurechtkommen. Also, dass sie untergehen, vor lauter Arbeit und, wie gesagt, eher das Personal nicht haben, aber dass sie sagen, es mangelt an Aufträgen [...] Nein“ (Lea, 61–63).

An den folgenden Zitaten kann man ersehen, dass dies für andere Unternehmen nicht gilt. Die Krise führte in bestimmten Geschäftsfeldern zu Umstrukturierungen oder im schlimmsten Fall zu ihrer Auflösung. So hat die Vergabe von Staatsbürgerschaften an ausländische Unternehmer oder Prominente nach einem Skandal, der die Verwicklung von Politik und Wirtschaft offenbarte, zu einer veränderten Praktik geführt. Darauf bezieht sich Bob in der folgenden Passage.

„Die [in Kärnten] haben das massiv betrieben, [...] also das war auch die Möglichkeit, [...] die haben sich Gelder hereingeholt, aber irgendwann haben sie's dann kaputt gemacht, nicht? Gut, aber in dem Zusammenhang, also, sozusagen bin ich in diese russische Klientel hineingekommen, ich habe da einen Namen und eine gute Reputation bekommen und auch andere Projekte gemacht, im Zollbereich, Umsatzsteuerbereich und so“ (Bob, 22).

I: „Und das ist vorbei, oder“ (Bob, 23)?

„Alles weg. (.) Dieses Jahr habe ich, soweit Holding-Gesellschaften da waren, sehr viele aufgelöst. Und offen ist noch die Anfrage, die letzten, wie bringen wir die wieder raus aus Österreich, ja.“

„Das ist alles, alles weg“ (Bob, 24).

I: „Das Geschäft ist eingebrochen?“ (Bob, 25)

„Ja. Das hat ein bisschen mit den Staatsbürgerschaften zu tun [...], die Geschäft gebracht haben, das ist weg, das Geschäft. Ich meine, mittlerweile haben sich dieses Geschäft alle anderen Staaten gekrallt. Sie kriegen die Staatsbürgerschaft oder ‚Residence Permit‘ für einen Pappenstiel in Malta, Sie kriegen sie für einen Pappenstiel in Ungarn, Sie kriegen sie in der Slowakei, Sie kriegen sie in Großbritannien. Gut, das wird jetzt vielleicht wieder weniger attraktiv, Großbritannien [...], wenn die aus der EU draußen sind, nützt das für die EU nichts mehr. Sie kriegen sie in Portugal, Sie kriegen überall die Staatsbürgerschaft für einen Pappenstiel, nur in Österreich weiß keiner, was er machen soll. Da zieren sie sich, klare Kriterien zu machen. Es heißt nur, na ja, wer sich um Österreich verdient gemacht hat, kriegt die Staatsbürgerschaft und da weiß keiner, muss er eine Million investieren, muss er zwei Millionen investieren, muss er zehn Millionen investieren, ja“ (Bob, 26).

139 Pausen werden in den Interviews mit (.) oder (..) angezeigt, wobei zwei Punkte eine längere Pause markieren.

„Nicht, aber es hat ja dann einmal geheißt, von der Seite Sebastian Kurz, sie machen einen Kriterienkatalog, aber das gibt es bis heute nicht. Das heißt, es ist alles intransparent und sehr discretionary. Also, eine große Ermessenssache“ (Bob, 30).

Der Graubereich, der durch Ermessensspielräume in der Auslegung von Gesetzen entsteht, und die fehlende Transparenz tragen dazu bei, dass unlautere Geschäftspraktiken Einzug halten können. Dies ist von Bedeutung, da, wie in Kapitel 3.1 dargestellt, das Vertrauen in europäische Institutionen bei den Bürgern im Abnehmen begriffen ist.

Bob spricht im folgenden Zitat die unterschiedlichen Interessen der Klienten an, die aus Sicherheits- oder finanziellen Gründen ihre Heimatländer verlassen wollen. Kommt eine zusätzliche Krise wie ein Krieg dazu, werden innerhalb kurzer Zeit aus Wohlhabenden Verlierer. Wegen der Globalisierung werden die mit diesen verbundenen Unternehmen im Ausland ebenso krisenanfällig; sie verschwinden so schnell, wie sie entstanden sind.

„Ich meine, einige Privatbanken haben ja da einiges Geld gebunkert, nicht: Meinel Bank, Gutmann Bank, Raiffeisen wahrscheinlich genauso. Weiß nicht, wieviel die Erste da hat. Aber da liegen schon einige Gelder. Nach wie vor, ja? Aber die liegen jetzt und neue kommen nicht mehr her. Daher braucht man mich nicht mehr. Weil wir haben die Wege eröffnet. Aber dann, sobald das einmal klar, war unsere Aufgabe erledigt, [...] das ist ja jetzt eine doppelte Krise. Das eine ist sozusagen die politische Seite, und auf der anderen Seite, nicht, was das reine Wirtschaften ohne Staatsbürgerschaften anbelangt oder auch sonst Residence Permit, einfach hier Aufenthalt nehmen, weil es hier angenehmer zu leben ist, sicherer, nicht, viele Russen sind hergekommen, weil sie gesagt haben, ich kann der Familie das Leben in Moskau nicht zumuten, weil da habe ich die ganze Zeit Angst, dass meine Kinder irgendwann gekidnappt werden oder sonst, es war ihnen zu gefährlich. Ich weiß nicht warum, ob es berechtigt war, aber da sind viele mit den Familien hergekommen, und der Zuzug ist im Wesentlichen aus, aufgrund der Krise. Das ist die Krim-Krise, das ist nicht die allgemeine Finanzkrise, die kommt noch dazu, das ist der erste Teil, ja, da haben die auch Geld verloren und dann kommt noch diese ganze Krim-Krise dazu, die Sanktionen, [...], der Verfall des Rubels, ja, für die ist alles doppelt so teuer“ (Bob, 32).

„Ich meine, wenn Sie da im Bereich der Wirtschaftstrehänder oder sonstige Interviewpartner haben, haben die [eine] andere Klientel als ich, für mich war das sehr spezifisch, ja. Und das sind eben die Leute, die von dort kommen. Zuletzt war das massiv dort. Auch aus der Ukraine, ja. Wir haben ein Projekt gehabt, ja, der eine Ukrainer sitzt hier, der wollte seine Freunde nach Österreich bringen, wir waren bei der Bank, wir waren bei der Notarin, wir haben den GmbH-Vertrag schon abgeschlossen und dann plötzlich waren die alle weg, weil die waren plötzlich im Krieg, ja. Das Geld war nichts mehr wert, das Geld war weg, die Fabriken konnten nicht mehr arbeiten. Ich habe einen anderen Mandanten, der wohnt auch hier, die Kinder gehen in England in die Schule oder sind auch dort verheiratet schon, die großen, ja. Ich meine, der hat seine Fabriken zusperren können, nicht, weil ein Teil

war in der Krim, ein anderer war in Donezk, ja. Der lebt nur mehr von den Reserven.

[...] wie ich dort [in St. Petersburg] war, die besucht habe, sind die mit dem großen BMW und Mercedes gefahren, ob sie das jetzt noch haben, weiß ich nicht mehr. Eine Kette von Restaurants, habe ich gehört, haben sie verkauft. Wie gesagt, jetzt müssen wir liquidieren, die Holding. Überall wird GESPART, ja, GESPART. Früher war das kein Problem, da hat er [der Kunde] 30.000 Euro bezahlt für die Buchhaltung, so, jetzt ist ihm jeder Euro zuviel“ (Bob, 36).

„Ich meine, irgendwie lebt man von dem Geld. Ich meine, weniger Kunden bedeutet weniger Umsatz, weniger Gewinn. Und wenn es so weitergeht, wird es irgendwann einmal unlustig“ (Bob, 64).

Gerade jene Unternehmer, die wie Rubin im Luxussegment tätig sind, bemerken, wie sehr die Kundenfluktuation von wirtschaftlichen Parametern wie etwa dem Kurs des Ölpreises abhängig ist.

„Veränderungen sind gang und gäbe, besonders in der Mode, [...] im Luxusbereich [...], [da] bleibt nie ein Stein auf dem andern [...], weil sich das Konsumverhalten (...) laufend ändert [...] immer, immer schneller und immer rapider. [...] sicherlich merkt man, äh, wenn durch [...] Entwicklungen am Markt, wie zum Beispiel [...] der Verfall des Ölpreises in Russland, wenn dadurch [...] wohlbestallte, russische Kunden ausbleiben, von denen Wien, die gesamte Luxusbranche in Wien [...] sehr viel profitiert hat. Wenn die ausbleiben, merkt man das. (...) Und das lässt sich messen. (...) [...] am besten wissen das meistens [...] diese Organisationen, die die Mehrwertsteuer rückvergüten“ (Rubin, 27–29).

„Und [...] ich glaube, ich habe voriges Jahr Statistiken gesehen, wo die gemeint haben, dass das (...) im Jahr davor 40, 45 Prozent zurückgegangen ist, das heißt [...] die Mehrwertsteuerrückvergütung (...) an russische Konsumenten“ (Rubin, 31).

In den folgenden Zitaten wird von den Interviewpartnern die fehlende Kaufkraft des sogenannten Mittelstandes thematisiert, der in den vergangenen Jahrzehnten seine Investitionen im Bereich der Luxusbranche und Kunst tätigte und im Laufe der Krise das Konsumverhalten änderte.

„Aber bei den Künstlern hat man ganz deutlich gesehen, das Kaufverhalten ist zurückgegangen. [...] früher hat es also doch [...] die großen Sammler, die gibt es heute noch. [...] dazu möchte ich später noch was sagen. [...] aus dem Mittelstand, hat es viele Leute gegeben, die eingekauft haben, weil sie erstens einmal vielleicht ein bisschen Geld anlegen wollten, aber auch, weil sie Freude damit hatten, weil es Tradition in den Familien hatte. Und das ist dann ziemlich abgerissen“ (Tom, 37).

„[...] ich würde sagen, besonders merkbar ist das in der [...] Mittelklasse-Käufer-schicht. Ähm (...) ob das jetzt Ärzte, Rechtsanwälte, (...) Zahnärzte, Steuerberater – [...] dort merkt man das [...] am stärksten. Und [...] man merkt das bei ausländischen Kunden, wir haben einen schönen Anteil an [...] ausländischen Kunden. Auch Stammkunden. (...) [...] wir sind kein Betrieb, der wie eine Drogerie, sagen wir [...]

ab und zu etwas verkaufen, bei uns ist das ein intensiver Betreuungsprozess über Generationen [...]“ (Rubin, 51).

„[...] und über Jahre. (.) Und [...] wir sind in der glücklichen Lage, auch im Ausland einen wirklich treuen und konstanten Kundenstamm aufgebaut zu haben. (.) Und gerade wenn man, sagen wir, in die Ukraine, nach Russland schaut, nach Osteuropa, ob das Rumänien, Ungarn ist, merkt man [...] die wirtschaftlichen Unsicherheiten sehr“ (Rubin, 53).

Tom spricht die Scham an, die mit Einkommensverlusten verbunden ist und durch sozialen Rückzug abgewehrt wird.

„Ich glaube, es ist schon ein Alarmsignal, wenn man Freunde oder Bekannte hat, die sie dann komplett zurückziehen. [...] wo man vorher wirklich guten Kontakt hatte, dann ist das meistens ein Zeichen, dass irgendetwas nicht stimmt. Das kann natürlich auch eine Krise sein in der Familie, in der Beziehung, aber das kann natürlich genauso sein, dass das wirtschaftliche Gründe hat, und gerade zum Beispiel bei Kunstinteressierten ist es dann so, die ab und zu was gekauft haben, die dann nicht mehr in der Lage sind zu kaufen, die kommen dann nicht mehr“ (Tom, 173).

I: „Weil sie sich genießen?“

T: „[...] und mir gefällt das und [...] ich bring's aber nicht raus, ich kann mir das nicht leisten mehr“ (Tom, 174–175).

Interessant ist, dass Rubin – auf die vergangenen Jahre bezogen – die berufliche und partnerschaftliche Emanzipation der Frau als wesentlichen Faktor für Umsatzsteigerungen im Luxusbereich erachtet. Dies trifft sich mit jenen sozialwissenschaftlichen Analysen, die Veränderungen in der horizontalen und nicht so sehr in der vertikalen Gleichheit als zeittypisches Charakteristikum sehen.¹⁴⁰

„Man merkt das. (.) Man merkt das. Man merkt, wenn [...] größere Ausgaben (.) öfters und länger überlegt [werden], wenn man [...] sagen wir, (...) (Seufzen) etwas Minderes sich [...] Man belohnt sich für etwas [...], eine größere Änderung im Konsumverhalten war in den letzten zehn, fünfzehn Jahren sicher, dass [...] mehr Frauen berufstätig sind, dass Frauen selbst über [ein] verfügbares Einkommen [...] schalten und walten können und quasi sich andere Produkte kaufen als früher, wenn das eine Familienanschaffung war, oder wenn [...] das Ehepaar oder der Mann oder der Freund gekommen ist und die Frau belohnt hat. Wenn sich eine Frau, die selbst arbeitet, die selbst Geld verdient und erfolgreich ist in ihrem Beruf, sich belohnt, ist das oft ein anderes Produkt, und [...] es ist ein ganz anderes Geschäft. Und [...] und das war sicherlich die letzten zehn, fünfzehn Jahre ein wichtiger Faktor [...]“ (Rubin, 41).

140 Vergleiche Kapitel 6.

Die Frage der Beständigkeit von Traditionsbetrieben in Zeiten der boomenden Finanzwirtschaft scheint, folgt man Rubins Aussage, zugunsten dieser Unternehmen auszufallen.

I: „Sie haben eingangs gesagt, dass Ihr Sohn seit einigen Jahren mitarbeitet [...]“ (Rubin, 110).

„[...] er hat Finanzwesen und [...] Betriebswirtschaft studiert, er hat in [...] studiert und wurde gerade 2008 fertig. [...] er hat sehr viele Freunde in der Finanzbranche in London gehabt, die die Jahre davor [...] sehr erfolgreich waren, [...] junge Leute in seinem Alter und vielleicht ein bisschen älter, die (.) sehr viel Geld verdient haben. Und [...] plötzlich, durch die Krise, ihre Jobs verloren haben. Und ich glaube, er war sehr konsterniert über (.) einige seiner engen Freunde, die auf einmal auf der Straße gestanden sind, nachdem sie dort in den (.) neuen (.) Bürovierteln sehr gut gelebt haben. [...] ich glaube, das hat ihn dazu bewogen, sich [...] zu überlegen, dass [...] ein traditionsreiches Familienunternehmen [...] auch seine Meriten hat. [...] dass nicht nur die [...] Finanzbranche quasi Zukunftschancen hat [...]“ (Rubin, 111).

„[...] sondern dass das alles ein bisschen [...] the grain of salt gesehen werden muss“ (Rubin, 113).

Banken und Versicherungen zählen zu jenen Geschäftsfeldern, die sehr von Umgestaltungen betroffen waren; diese betrafen vor allem die Produkte, die angeboten wurden.

„Aber in der Versicherung [...] sind deswegen jetzt seit vielen Jahren, und [ich] bin auch im Pensionskassenbereich tätig, bestimmte Produkte nicht mehr verkaufbar“ (Anselm, 71).

„Also, das heißt, Sparen an und für sich funktioniert nicht mehr vernünftig. Und Banken leben nicht wirklich sehr stark vom Sparen. Das ist eher ein Versicherungsthema. Banken leben eher von vielen Transaktionen. Und da hat sich die Menge nicht wirklich geändert. [...] bei den Versicherungen sind diese Produkte [...] weniger geworden. Auch die fondsgebundenen Lebensversicherungen werden damit weniger. Es gibt jetzt [...] Firmen, also die Allianz in Deutschland zum Beispiel, [...] die haben überhaupt die Neuentwicklung von [...] fondsgebundenen Lebensversicherungsprodukten eingestellt. [...] das ist sehr wohl ein Zusammenhang mit der Finanzkrise, weil [...] die Zinsen jetzt sich in diese Richtung so stark und stabil eigentlich verändert haben, hat [das] mit dem Finanzinstrument zu tun. Ganz klar“ (Anselm, 73).

Manche Interviewpartner sprechen offen über geschäftliche Einbrüche, die mit dem Darniederliegen der Wirtschaft zu tun haben und wenig Optimismus aufkommen lassen, was wiederum einen selbstverstärkenden Effekt hat.

„[...] es ist [...] zu bemerken, dass die Aufträge auch immer spärlicher vergeben werden“ (Henry, 17).

„Meine persönliche Veränderung geht in diese Richtung, dass ich kleine und unbedeutende Projekte auslasse [...] Wir sind ja mitten in einer Krise, die ja jetzt nicht aufhört. Wir sind ja mittendrin [...] Das ist ja das Problem“ (Henry, 23).

„[...] das private und das gesellschaftliche Leben ist sicherlich davon beeinflusst, wie die wirtschaftliche [...] Situation ist. Wenn man im Wirtschaftsleben steht, [...] ist [...], was man jetzt moniert [...], dass es keine Investitionen gibt [...], dass man weder Maschinen kauft, noch [...] andere Dinge sich anschafft, dass der [...] Konsum sowohl von Investitionen als auch von Konsumgütern zu gering ist [...] Wenn weniger Investitionen erfolgen, wenn wenig konsumiert [...] wird, [...] leidet die Wirtschaft nur noch mehr, und [...] verstärkt diesen Effekt, über den wir gesprochen haben“ (Rubin, 107).

„Man sagt, das ist meine Leidenschaft und [...] wie lange kann ich mir das noch leisten? Ich habe ein bisschen was erspart gehabt [...] Aber das geht dann relativ schnell weg, die Kosten sind [...] in Wien hoch. Und die Künstler gehören auch gefördert. [...] ich habe in dieser Zeit von den Künstlern [...] Bilder angekauft, um deren Überleben zu sichern. Das kann mir vielleicht einmal helfen, in der Pension, wenn ich ab und zu einmal vielleicht ein Bild in Auktion geben kann, aber da war es, wie gesagt, um das Überleben der Künstler auch zu sichern“ (Tom, 49).

8.2.4 Risikofreude und Sicherheitsbedürfnis

„Wir sind alle die Master of the Universe.“ (Brigitta)

Meine Interviewpartner arbeiten in Bereichen, in denen die Balance zwischen Risikofreude und Sicherheitsbedürfnis maßgeblich zum wirtschaftlichen Erfolg beiträgt. Es handelt sich dabei auch um Prinzipien, die Teil der individuellen Entwicklung sind und unser Bindungsverhalten konstituieren.

Im Folgenden werden die unterschiedlichen Zugänge zu den beiden Prinzipien, wie sie in den Interviews zum Ausdruck kamen, dargestellt. Das fehlende Risikobewusstsein von einzelnen Personen und Institutionen im Finanzbereich hatte einen maßgeblichen Anteil an der Finanzkrise und der darauf folgenden Wirtschaftskrise und kann daher als eine der Ursachen derselben identifiziert werden. Dabei ist jedoch wichtig, zu bemerken, dass der Finanzsektor als Brennpunkt gesehen werden muss, wo sich gesellschaftliche Strömungen bündeln, was Sennett schon einige Zeit vor der Krise beschreiben hat. „Die moderne Kultur des Risikos weist die Eigenheit auf, schon das bloße Versäumen des Wechsels als Zeichen des Misserfolgs zu bewerten, Stabilität erscheint fast als Lähmung“ (Sennett, 2000, S. 115).

In den Interviews zeigen sich, wie nicht anders zu erwarten, Unterschiede in der Wirksamkeit der beiden Prinzipien in Abhängigkeit davon, ob man als Unternehmer arbeitet und in welcher Branche man dabei tätig ist oder ob man die Funktion der Kontrolle, Prüfung oder Beratung von oder in Unternehmen einnimmt.

Für Bob, den Anwalt und Wirtschaftsprüfer, sind Unternehmer an sich risikofreudiger. Wie ausgeprägt diese Haltung jedoch ist, hänge vom Vermögen der Personen ab. Diejenigen, die noch wenig oder – im Gegenteil – sehr viel besitzen, sind seiner Meinung nach risikofreudiger. Dabei spielen auch nationale Unterschiede eine große Rolle.

„Aber, wie gesagt, ich habe auch da eine völlig unterschiedliche, ganz unterschiedliche Klientel. Ich meine, die russischen Mandanten, wie gesagt, sind Unternehmer, die müssen zwangsläufig risikoorientierter [...] sein“ (Bob, 52).

„Die kleinen Netzbetreiber, die zu mir kommen, das sind die kommunalen Versorger [...], das sind alles klassische sicherheitsbewusste und risikoaverse Unternehmer, klarerweise“ (Bob, 52).

Ähnlich sieht es auch Henry.

„Entrepreneure sind natürlich Leute, die grundsätzlich in ihrem Charakter risikofreudig sind, sonst wären sie keine Unternehmer“ (Henry, 29).

Am Beispiel von Versicherungen und Banken zeigt Anselm auf, inwiefern das Sicherheitsbedürfnis und die Risikofreude von Klienten bestimmend für die Identität und das Geschäft von Institutionen sind.

„Versicherungen sind, aus meiner Sicht, sehr wenig risikofreudig. Sind auch, was Modernisierung angeht, sehr, sehr weit hinten. Und Banken wiederum [...] sind eher, aus meiner Sicht, risikofreudig. Zu risikofreudig, wie man es gesehen hat, oft in letzter Zeit. Weil, deren Geschäft ist eigentlich genau, [...] nicht Risiken zu versichern, sondern am Risiko Geld zu verdienen“ (Anselm, 97).

Josef, der im Controlling einer Bank arbeitet, sieht auch einen Unterschied zwischen der Zeit vor und nach der Krise, was den Umgang mit Risiken betrifft.

„Also, der Risikogedanke ist [...], der ist sehr, sehr stark verwurzelt jetzt. [...] früher hat man eigentlich fast ausschließlich versucht, [...] den Gewinn zu maximieren. [...] jetzt hat man [...] das Risiko [...] viel stärker im Fokus. Man hat [...] die Risikoinstrumente verfeinert, ja. Und das ist jetzt, im Moment ist es wirklich ein ganz anderer Umgang damit. Und das [...] sehe ich schon positiv [...]“ (Josef, 99).

Brigitta vergleicht die Zeit vor der Krise mit der Goldgräberzeit (Brigitta, 33) als Zeit von schnellen Gewinnmöglichkeiten und Heldentum; ein Bild, das in den Banken stark gelebt und verbreitet wurde.

„[...] von 2000 [an] hat man ja nicht viel falsch machen können. Wenn man [...] Ost-Papiere gekauft hat und die sind gestiegen, haben [diese] schöne Zinsen abgeworfen, [...] also man musste in den Osten gehen. Das war schick und modern. Die XXXbank leider als letzte, und die ist dann fast dran gescheitert. Also dieses ‚Wir sind alle die Master of the Universe‘. Man hat da ein bisschen die Boden-

haftung verloren [...] Die Risikofreude ist da auch extrem belohnt worden“ (Brigitta, 75).

Die Risikominimierung im Bankensektor führt nach der Krise dazu, dass neue Geschäftsfelder gefunden werden müssen, in denen Geld verdient werden kann. Ist dies im eigenen Land aufgrund der gesetzlichen Bestimmungen nicht mehr möglich, kommt es zu einer Risikoverschiebung in andere Länder, in denen unsichere politische Verhältnisse in Kauf genommen werden. Die Gefahr dabei ist, dass auch Staaten in ihrer finanziellen Gebarung durch diese Unternehmen gefährdet werden.

„Der IWF hat uns auch immer wieder [darauf] aufmerksam gemacht, dass da [im Osten] Österreich ein sehr hohes Risiko hat [...] Das Geschäft kommt von dort, was die Bank-Manager teilweise auch jetzt noch sagen, weil dort können sie Rendite machen, dort verdienen sie was an einem Kredit, da ist ein Zins [...] Bei uns ist ja nichts da, kein Zins [...] Aber du musst dann ein Risiko halt im Osten eingehen. Aber letztlich ist es doch eine Unsicherheit, die dort herrscht. Und Russland zum Beispiel, [die] Ukraine. Wir sind auch stark in der Türkei mit der XXX. [...] dort sind Umwälzungen, [eine] politisch[e] schwierige Situation. [...] Die Banken wissen, dass da ein Risiko da ist. [...] Also sie wissen noch nicht, wo man Geld verdienen kann, und die Kosten sind ja auch relativ hoch für Bank-Manager“ (Brigitta, 33).

Dass die Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Kontrollinstanzen wie zum Beispiel Anwälten, Wirtschaftsprüfern oder Steuerberatern nicht immer ganz einfach ist, weil sie an sich zur Begrenzung der Risikofreude beitragen, zeigen die folgenden Interviewpassagen.

„[...] mir wirft man manchmal vor, dass [ich] zu sicherheitsorientiert bin oder zu viel die Gefahren aufzeige. Aber gut, ich sehe das auch als meine Aufgabe als Anwalt [...]“ (Bob, 52).

„Wobei, Einwirken ist viel zu viel. Wir suchen das Gespräch, um zu hinterfragen, was diese Entscheidung ist. Und ich glaube schon, dass wir da [...] eine gute Basis mit unseren Klienten haben“ (Lea, 51–53).

„Und wenn ich mich mit diesem Spiel Aktien und Risiken einlasse, dann habe ich halt gewisse große Risiken, eventuell auch Chancen, und wenn ich mir dessen nicht bewusst bin, dann bin ich selber schuld, weil das ist wie ein Spiel. Wie ein Spiel. Und [...] ich rate meinen Kunden nicht zum Spiel und somit haben wir auch keine Krisen in dem Fall“ (Melissa, 15).

Gerald, der mit Unternehmen in Krisen arbeitet, sieht nach der Finanz- und Wirtschaftskrise ein zunehmendes Sicherheitsbedürfnis bei seinen Kunden.

„Auf jeden Fall ist [die] Risikofreudigkeit gesunken. Es werden Themen mehrfach abgeklärt wie früher. Also, ich sage mal, was in einem Gespräch erledigt gewesen

wäre [...] der Wunsch nach Sicherheit spiegelt sich in allen Bereichen, in allen Gesprächen, aber auch Verhandlungen und Verträgen wider“ (Gerald, 58–59).

Wie sehr sich Krisenzeiten und solche des Gewinns und Wachstums im Mode- und Accessoire-Bereich widerspiegeln, weiß Rubin aus seinem Geschäftsfeld.

„Sie finden heute kaum im Modegeschehen diese Art von ostentativem Glamour, wie das in Zeiten einer Hochkonjunktur ist“ (Rubin, 93).

„[...] in schlechten wirtschaftlichen Zeiten [...] sieht das anders aus, wie man sich einhüllt“ (Rubin, 93).

Tom, der Galerist, zeigt auf, wie sehr Risikofreude, gepaart mit finanziellem Vermögen, in Krisenzeiten die Basis für längerfristige Gewinne ermöglicht.

„Obwohl die Risikofreudigen sind eher die, die in der Krise eher auf der Gewinnerseite stehen. Die dann sagen, na, der ist zwar jung, aber es gefällt mir. Oder ich kenne ihn nicht so gut, da mach ich ein Schnäppchen, da sind die Preise noch günstig – vielleicht wird der was! Und es war eine Zeitlang, das war [...] von 2011 circa bis 2014, da war noch Geld im Umlauf. Da haben viele meiner Kunden gekauft, um Geld anzulegen“ (Tom, 59).

Wie sich anhand der obigen Interviewpassagen zeigt, muss man die Voraussetzungen klären, die zu risikofreudigen Handlungen führen. Während der Einzelunternehmer mit seinem Vermögen für sein Handeln einsteht, ist dies in Institutionen wie den Banken nicht der Fall. Bestimmte Belohnungsmechanismen wie Bonizahlungen oder das Image der „Goldgräber“ forcieren sogar risikofreudiges Handeln bei den einzelnen Akteuren. Tuckett (2013) beschreibt in seinem Buch, dass die Trader bei großen Verlusten nicht für den Schaden, den sie angerichtet haben, aufkommen müssen. Da keine Reflexion stattfindet, stattdessen Verleugnung und Vorwürfe als bevorzugte Abwehrmechanismen dienen, sind auch keine Lernprozesse möglich. Was fehlt, ist ein „Container“, gehalten von gewissen Regeln und Verantwortlichkeiten, die Sicherheit vermitteln und einen Spielraum schaffen können, wo Risikofreude, Denken und Erfahrung Platz finden.

8.2.5 Soziale Gerechtigkeit

In diesem Kapitel soll dargestellt werden, inwiefern sich die interviewten Personen mit dem Problem der sozialen Gerechtigkeit auseinandersetzen, ob sie diese als bestimmenden Faktor in ihrem Denken und im Arbeitsprozess erachten und inwieweit die Folgen der Finanzkrise ihr Konzept von Gerechtigkeit infrage gestellt haben.

Interessant ist, dass einige Interviewpartner meinten, dass Gerechtigkeit in ihrer Arbeit keine Rolle spiele.¹⁴¹ So argumentiert auch Bob, um aber dann zu konkretisieren, was er damit meint. Das Fehlen von Gerechtigkeit stellt aus seiner Sicht einen existenzbestimmenden Faktor dar, mit dem man sich im Laufe des Lebens abfinden müsse.

„Die Welt ist mal nicht gerecht. Das versuche ich meinen Kindern jetzt immer klar zu machen. Dass sie nicht mit falschen Erwartungen da hineingehen. Die Welt ist ungerecht [...] Und bei Gericht kannst du schon gar keine Gerechtigkeit erwarten. Und auch kein Recht [...] Rechtsprechung hat nichts mit Recht und Gerechtigkeit zu tun“ (Bob, 58).

Ähnlich antwortet Josef, der die Leistungsgerechtigkeit als Opfer der Kostenreduktion im Bankenbereich sieht. Die Bonizahlungen für Manager haben seiner Meinung nach nichts mit Leistungsgerechtigkeit zu tun.

„Ich sage einmal so, wenn es hart auf hart geht, spielt die Gerechtigkeit keine Rolle [...]“ (Josef, 117). „Also, und da kann man hundertmal sagen, das ist eigentlich ungerecht. Es spielt wirklich keine Rolle, ja, [...] also zum Beispiel bei Personalabbauprogrammen, ja, da spielt einzig und allein das Geld eine Rolle und, und [sonst] gar nichts“ (Josef, 119).

„[...] es ist in jedem Unternehmen so, [...] es gibt da [...] die klassische Gauß'sche Glockenkurve [...] Es gibt welche, die sehr, sehr viel leisten [...] Dann gibt es welche, die Mitläufer, die mittelmäßig und dann eben [die], die wenig [leisten]. Das gibt es überall, [...] ich zähle mit zu den Ersteren, [...] die werden aus meiner Sicht zu wenig belohnt. Also, denen wird das quasi alles aufgebürdet. Ja, die anderen dann, laufen mit [...] Und wenn man dann so ein bisserl mitbekommt, wenn es dann um einen Bonus geht und so weiter, [...] dann sehe ich, [...] dass ein Bonus mit Gerechtigkeit eigentlich herzlich wenig zu tun hat [...]“ (Josef, 119).

Brigitta stellt in ihrer Antwort verschiedene Aspekte der Leistungsgerechtigkeit und Verteilungsgerechtigkeit dar, die auch Institutionen wie die Europäische Zentralbank beschäftigen.

„Ein großes EZB-Projekt ist auch die Inequality, die Ungleichheit, die Ungleichverteilung des Vermögens, die auch leider Ausfluss aus der Krise ist. Reiche Menschen können Immobilien kaufen, veranlagen in Immobilien. Die steigen natürlich an Wert mangels Alternative oder Aktien und Immobilien ist im Moment das Einzige, weil Staatsanleihen haben null verzinst, das Sparbuch hat null verzinst [...]“ (Brigitta 13).

141 Vergleiche dazu (Anselm, 99).

Brigitta verweist auf steuernde Mechanismen durch die Digitalisierung, die im Bankensektor die Ungleichheit der Geschlechter und der Einkommen verstärken. Die Kreditwürdigkeit wird nach bestimmten Parametern von Computern berechnet. Damit ist der Zugang zu Kapital von Ungleichheit dominiert.

„Wir machen gar keine einfachen Kredite für kleine Personen, sondern wir haben das ausgelagert an eine Internet-Firma in Deutschland, weil der Computer genau die Parameter berechnet und dann schaut [man], kann man dem einen Kredit geben oder nicht. Schaut das schlecht aus? Also (...) Männlich. Gewisses Alter. Er hat ein Haus. Ja, dem geben wir einen Kredit. Junge Frau, die vielleicht schwanger werden kann, die kriegt es nicht. Das ist alles digitalisiert, automatisiert, weil es einfacher ist. Diese Jobs werden alle gestrichen. Gleichzeitig werden aber die Aufsichtsjobs, also in die Bankenaufsicht, die Regulatorien, Compliance, da wird aufgenommen. Die verdienen nur kein Geld für die Bank. [...] die das Geschäft bringen sollen, haben schwerere Bedingungen“ (Brigitta, 19).

Ungleichheit existiert auch, was die Bewertung von Arbeit betrifft. Brigitta führt in ihrem Beispiel die Unverhältnismäßigkeit von Einkommen in Bezug auf Aufgaben und Verantwortung aus.

„Und die Ungleichheit des Vermögens ist wirklich, finde ich, fatal. Ich habe das in einer Rede einmal gesagt. Da ist [...] ein Kindergarten eröffnet worden und da habe ich gesagt, die Anforderungen an Kindergärtnerinnen, zum Beispiel, werden auch immer höher [...] Jetzt ist einer [ein Kindergärtner] weggegangen, der hat 800 Euro netto verdient, weil er seine Familie mit dem nicht ernähren kann, weil die Frau plötzlich ausgefallen ist, aufgrund einer Krankheit. Und daneben haben wir den Christian Bittner, das war der Chefhändler der deutschen Bank, [...] dessen Gehalt ist aufgefliegen aufgrund des Libor-Skandals, [...] der war einer, der an der Zinsmanipulation mitgearbeitet hat. [...] sein Bonus hing von diesem Geld ab, [...] er hat 80 Millionen Jahresbonus, 80 Millionen Euro Jahresbonus. Und das ist halt schon sehr unverhältnismäßig, finde ich“ (Brigitta, 63).

Melissa spricht die Verkehrung von Leistung, Schuld, Verantwortung und Einkommen an.

„Der Kleine soll für die Reichen zahlen, sie werden ja auch immer noch reicher auf der einen Seite und auf der anderen Seite kriegen die Banker noch eine Belohnung und der Steuerzahler muss büßen“ (Melissa 95).

Die Ungleichheit in der Vermögensverteilung und in der Bewertung von Arbeit führt dazu, wie Brigitta darlegt, dass der Mittelstand an Kaufkraft verliert und die Wirtschaft nicht wachsen kann. Dass die Besteuerung von Arbeit letztlich dem Gemeinwohl dient, jedoch Gewinne, die aus der Manipulation von Finanzprodukten lukriert werden, nicht einer Besteuerung unterliegen, ist ebenso ein wesentlicher Faktor für Ungleichheit.

„Der Mittelstand, wenn mir der wegbricht, kann ich kein Wirtschaftswachstum haben, weil die Reichen können nicht so viel ausgeben und nicht so viel kaufen [...] Das heißt, die sparen oder veranlassen in irgendwelche Sachen, unproduktiv vielleicht in Hedge-Fonds oder sonst was. Und der Einzelne kämpft ums Überleben. Und wenn er die Miete nicht mehr zahlen kann, dann arbeitet er noch mal für die Miete ein halbes Jahr oder für den Kredit oder für den Wohnraum [...] und kann sich nichts mehr leisten. Und dadurch haben wir kein Wachstum. Also die „säkulare Stagnation“ heißt das. [...] Warum brauchen wir Wachstum? Weil wir verschuldet sind. Österreich hat über 80 Prozent Schuldenquote und die anderen Länder haben auch [...] eine hohe Verschuldung. Das heißt, der Staat braucht an sich Wachstum. Dass Steuereinnahmen sprudeln et cetera“ (Brigitta, 69).

Im Zuge der Globalisierung vermehren sich auch Steuerungerechtigkeiten. Ungleichheiten und Ungerechtigkeit haben politische Auswirkungen; etwa das Infragestellen der europäischen Idee oder das Erstarken jener Parteien, die von Führungspersonen repräsentiert werden, die in einer nationalstaatlichen Abschottung die Rettung sehen.

„Und diese ganze rechte Bewegung in Europa hat ja auch damit Ausflüsse. Weil viele fühlen sich als Verlierer, sehen aber aufgrund von Facebook und weil es so transparent ist, wie reich es den Reichen auch jetzt geht. Und Schlösser und Erbschaft [...] Das ist ja auch Geld, das zufließt, ohne dass man Steuer zahlt dafür. Und das, denkt man sich, das ist unfair, ich werde mir das nie leisten können, mit meinem Job letztlich“ (Brigitta, 71).

„Da fühlt man sich auf der Verliererstraße, hat Angst vielleicht um die Kinder und wählt dann in der Verzweiflung einen Donald Trump, eine Marine Le Pen oder den [unverständlich] [...] beim Brexit, [...] und das reiche London natürlich hat ganz krass für ‚remain‘ gestimmt und die anderen, in Gebieten, wo die Firmen abgewandert sind, [...] die haben halt für den Austritt gestimmt. [...] und das ist jetzt keine Neidfrage letztlich, sondern das ist letzt[lich] [...] nur fair, wenn Starbucks oder Amazon oder Apple einmal Steuern zahlen würden“ (Brigitta, 71).

Ein Teil der Interviewten bezieht die Frage, welche Rolle Gerechtigkeit in ihrer Arbeit spielt, auf sich selbst und bejaht diese. Es sind dies alles Unternehmer, Selbstständige.

„Ich bin so ein Gerechtigkeitsfanatiker. (lacht) Sehr. Eine sehr große“ (Melissa, 55).

„Oh, eine ganz große. Ich bin vom Sternbild Waage. Und ich war [...] Schülervertreter, ich war Studentenvertreter, ich war beim Militär [...] So, ich habe überhaupt immer schon einen Hang gehabt, dort, wo Ungerechtigkeit ist, einzugreifen. Auch wenn ich persönlich darunter zu leiden hatte. Und ich [...] bin auch in der Lage, weil ich eben seit dem 24. Lebensjahr nie einen Vorgesetzten hatte – allerdings auch immer selbst verantwortlich war, das muss man auch dazu sagen – habe ich nie Angst vor jemanden gehabt [...] ich habe nie Angst gehabt, dass das auf mich zurückfallen könnte oder [ich] das nicht aushalten könnte“ (Tom, 67).

„Also, in meiner Arbeit, ja. [...] Meine Mitarbeiterinnen und so weiter, die sollen den Eindruck haben, dass ich kein ungerechter Mensch bin, weil, das wäre furchtbar. Wäre kontraproduktiv, und das würde man auch nicht wollen. Also insofern, dass Gerechtigkeit für mich ein hoher Wert ist, fließt das in alle meine Lebensäußerungen ein“ (Ralf, 120–123).

Lea spezifiziert ihre Gerechtigkeitsvorstellungen im Sinne von leistungsgerechter Entlohnung und einem ausgewogenen Feedback für ihre Mitarbeiter.

*„Ansonsten versuchen wir leistungsgerecht zu entlohnen und wir sagen auch, wenn was nicht so toll läuft, und wir sagen auch, wenn was ganz toll läuft“ (Lea, 67).
„Ich versuche immer von meinem Empfinden her gerecht zu sein. Ob es wirklich immer so ankommt, kann ich nicht sagen“ (Lea, 67).*

Rubin spricht kulturelle und nationale Unterschiede an, die mit dem Zurschaustellen von Erfolg zusammenhängen. Leistung wird von ihm positiv konnotiert und an Statussymbole geknüpft.

„[...] es ist für einen jungen, erfolgreichen New-Yorker-Börse-Broker ganz selbstverständlich, wenn er viel arbeitet und erfolgreich arbeitet, dass er sich dann eine goldene Rolex möglicherweise kauft oder einen Porsche [...] Und, der empfindet nichts Anrüchiges dabei, weil er das Gefühl hat, dass er [...] sich [diesen] erstens ehrlich erworben, zweitens, sagen wir, mit großem Aufwand erarbeitet hat und dadurch auch verdient“ (Rubin, 97–99). „Es ist [...] in angelsächsischen Ländern überhaupt viel selbstverständlicher, dass [...] man sich für Leistung belohnen kann [...]“ (Rubin 103).

Henry beklagt den Verlust von Gerechtigkeit als Teil eines Wertekodex.

„Gerechtigkeit, also, was ist gerecht? [...] ich will etwas Rechtes, das ist die Verlässlichkeit, das ist auch die Wahrheit und die Ehrlichkeit. Und das ist natürlich ein Gut, das wir definitiv verloren haben, das ist das Leben in Wahrheit“ (Henry, 31).

Zusammenfassend kann man sagen, dass es den Interviewten leichter fällt, persönlichen Gerechtigkeitsvorstellungen zu folgen und sie umzusetzen, als soziale Gerechtigkeit in ihrem Lebensumfeld auszumachen. Mehrfach werden jene Problemfelder angesprochen, die als Folgen der Finanzkrise zu Risikofaktoren für einen politischen und sozialen Zusammenhalt geworden sind: Beschäftigung, Kaufkraft und soziale Ausgewogenheit auch im Sinne einer Gleichstellung der Geschlechter.

Vergleicht man diese subjektiven Einschätzungen und Wahrnehmungen meiner Interviewpartner mit empirischen Untersuchungen zur Einkommensverteilung, Beschäftigungssituation und dem subjektiven Wohlbefinden, die in Kapitel 0 dargestellt wurden, so kann man Parallelen erkennen.

8.2.6 Familie und soziale Bindungen

Auf die Frage, welche Rolle die Familie und soziale Bindungen bei der Krisenbewältigung spielen, wird von den meisten Interviewpartnern deren Wichtigkeit bestätigt.

„[...] weil der Unternehmer selber, wenn der in einer guten Partnerschaft ist, [...] das funktioniert viel besser“ (Henry, 35).

„Also, ein stabiles soziales Umfeld oder [...] privates Umfeld ist ganz wesentlich, ja“ (Gerald, 87).

„[...] insofern hängt es, glaube ich, an vielen selbst, sich diese Auszeit zu nehmen [...] Es gelingt halt schwer. Und da trägt ein stabiles soziales Umfeld oder Familie sicher dazu bei“ (Gerald, 97).

„Die Familie ist immer das Wichtigste und es ist [...] der Rückzug, der einem [...] die Kraft gibt“ (Lea, 75).

„Das Einzige, was von uns bleibt, das sind die Kinder [...], das ist sehr wichtig. Arbeit kann NIE so wichtig sein. Und ich arbeite viel und ich arbeite gerne, aber es kann trotzdem nie so wichtig sein wie meine Beziehung, unsere Ehe, unsere Familie, also [...] unser Kind“ (Lea, 75).

„[...] und das ist auch so wichtig, dass man kommunizieren kann, gemeinsam“ (Lea, 81).

„[...] ich glaube, die Leute, die [...] da ein gutes Umfeld haben und eine Unterstützung haben, die kommen schon viel schwieriger in eine Krise rein“ (Anselm, 131).

„Dass es helfen kann, [...] wenn man sich gut versteht, zusammenhält und kommuniziert, ja, und sich gegenseitig unterstützt, dann kann man die negative Stimmung überwinden“ (Bob, 70).

„Es ist kein Zweifel, dass das ein ganz wichtiger Sicherheitsfaktor ist, und wenn man [...] [wegen] der finanzwirtschaftlichen Umgebung verunsichert ist, ist sicherlich eines der wichtigsten Dinge [...] Familie und soziale Bindungen, wo man weiß, dass man doch eine [...] Zuflucht hat, [...] auch wirtschaftlich, letzten Endes“ (Rubin, 119).

„[...] ich glaube nicht, dass es in unserer Gesellschaft wirklich [...] eine derartige objektive Verunsicherung gibt, in Zeiten von Mindestsicherung und einem wirklich ausgeprägten [...] Sozialwesen, [...] es ist eine psychologische und eine intuitive und [...] innerliche Verunsicherung, um die es hier geht. Und da [...] sind soziale Bindungen wichtig“ (Rubin, 119).

Funktioniert das Familienleben gut, ist es der sprichwörtlich sichere Hafen, weil es prophylaktisch zu einer Stärkung der Persönlichkeit im Sinne von Resilienz beitragen kann, aber auch Halt und Sicherheit bietet, wenn die Belastungen durch den Beruf zunehmen. Die Interviewpartner weisen jedoch auch darauf hin, dass diese Belastungen als Folge der Finanz- und Wirtschaftskrise das familiäre Leben beeinträchtigen. Dabei ist es interessant, der geschlechtsspezifischen Betrachtungsweise Aufmerksamkeit zu schenken.

„Und [...] sich nicht immer, auch wenn es gewollt ist, [...] berufliche Themen [...] auf dem Nachhauseweg abdrehen lassen“ (Gerald, 63).

„[...] das Wirtschaftssystem schadet den Familien“ (Henry, 35).

„Definitiv schadet es den Familien, weil wir wissen ja, dass es sehr wenige Familien gibt und dass [...] wir auch sehr wenig Kinder produzieren [...] Würde ich leichter zu Geld kommen, würde ich lieber mit meinen Kindern spielen, als wie [...] zehn Stunden irgendetwas zu organisieren, was mir eigentlich nur das Geld bringt“ (Henry, 35).

„[...] mein Privatleben leidet SEHR stark unter dem ganzen Thema, weil ich sehr viel arbeite“ (Henry, 35).

„[...] [die] Familie selber ist im Prinzip die Zelle, [...] aus der das Leben entsteht [...]“ (Henry, 37).

„Neben den emotionalen Problemen [...] wird sehr viel über das Thema Geld ausgemacht [...] in den Ehen oder in den Beziehungen, die [...] dann [...] getrennt werden“ (Henry, 37).

„[...] in Zeiten vermehrter Arbeiten [...] kommt man natürlich viel später nach Hause [...] Und je mehr man Arbeit hat und je später man nach Hause kommt, umso mehr trägt man die Arbeit mit nach Hause [...] Und umso mehr belastet es einen [...] Und das belastet [...] das Familienleben. [...] zum Teil [kriegt] die Familie ungerechtfertigterweise das Fett ab, [...] die Kinder sagen, was ist mit dir los, ja, der Papa [...] schimpft immer gleich, was ist los mit ihm“ (Josef, 121).

„[...] das ist, sage ich mal, doppelt gefährlich, wenn es dann [...] zu Hause auch nicht stimmt, ja, ich meine, das ist dann natürlich (lacht) das Schlechteste, was es überhaupt gibt. Also, und da muss ich schon sagen [...] ich führe ja ein sehr, sehr harmonisches Familienleben [...] Und da gibt dann die Familie schon sehr, sehr viel Rückhalt [...]“ (Josef, 135).

„Sie haben halt von Montag bis Freitag quasi de facto die Kinder nicht gesehen.“

I: „Ja.“

„Und [...] da fragt man sich natürlich, für was man lebt, nicht“ (Josef, 141–143).

„[...] aber ich könnte mir auch vorstellen, viel weniger zu arbeiten, und ich würde viel lieber [...] mehr wissen und einfach mehr [...] Zeit mit meinem Sohn verbringen oder überhaupt mit meiner Mutter von mir aus noch oder, egal, oder auch [...] für mich, [...] damit ich wieder ein Buch lesen kann oder so. [...] man muss sich die Freizeit wirklich [...] abzweigen“ (Henry, 35).

„Aber definitiv in vielen [...] beobachteten Fällen haben Manager oder Managerkollegen der zweiten, dritten Ebene durchaus [...] Familienprobleme, ja“ (Gerald, 99).

„Wahrscheinlich teilbedingt durch [...] zeitliche Nichtverfügbarkeit zuhause und damit eben Hineintragen des Arbeitsstresses, der Probleme in die Familie [...]“ (Gerald, 101).

„Hätte ich [...] ein sehr [...] starres Arbeitsverhältnis mit, keine Ahnung, 35-Stunden-Woche oder so, dann hätte ich natürlich mehr Zeit. Ob ich die für Familie einsetzen würde [...], kann ich jetzt nicht sagen [...] Aber ich hätte mehr Zeit für Nicht-Arbeitstätigkeit. In meiner Arbeit ist sehr viel zu tun“ (Anselm, 107).

„[...] wenn einem überall die Dinge wegbrechen, wird es ein bisschen schwierig. Obwohl die Kinder alle gesund sind, Gott sei Dank“ (Bob, 62).

„[...] für mich allein finde ich schneller eine Lösung als für eine große Familie“ (Bob, 70).

„[...] überall muss man perfekt sein. Das war schon eine Belastung [...] Im Job, also, [...] Also die Arbeit muss perfekt gemacht werden. Sich weiterbilden. Man muss gleichzeitig gut ausschauen. Man muss die Kinder gut versorgen. [...] wobei ich jetzt kein perfektionistischer Typ bin [...] Trotzdem [...] diese hohen Anforderungen überall, musste man (.) erfüllen, gleichzeitig“ (Brigitta, 34–35).

„Man darf die Familie keinesfalls vernachlässigen. Das ist oberste Priorität. Weil, die bleibt ja [...] Es war irrsinnig wichtig, dass es den Kindern gut geht und alles. Und [...] dass man auch die Freunde trifft. Dass man nicht zu sehr in diesem Büroumfeld gefangen ist, weil dann verliere ich die (.) Kunst zu differenzieren oder die Kunst zu relativieren, und das ist wahnsinnig wichtig, weil (.) dann sind auf einmal so lächerliche Bürostreitigkeiten (..) oder ‚der hat das bekommen, ich hab’ es nicht bekommen‘, [die] nehmen einen viel zu großen (lachend) Stellenwert im Leben ein und das ist (.) eben sehr wichtig, dass man da diese Korrektur [...] der Freunde hat, aber auch weiß, wie wichtig und wie schön es ist, mit den Kindern zusammen zu sein. Die Zeit vergeht so schnell, dann sind sie schnell 18 und [...] nicht mehr zu Hause“ (Brigitta, 47).

„Ich habe eben Kinder sehr gerne, meine natürlich besonders [...] Aber da irgendwo noch gut zu kochen, gut einzukaufen oder so, da habe ich gelitten. [...] nicht dass ich jetzt zerbrochen bin dran, aber (unv.) da haben sie mich oft kritisiert und gesagt, ‚Du kaufst nicht gut ein, du kannst nicht gescheit kochen am Abend‘. Das [...] habe ich dann nicht mehr geschafft“ (Brigitta, 49).

Einige der männlichen und weiblichen Interviewpartner leiden unter ihrer Nichtverfügbarkeit; bei einer Frau kommt auch die Doppelbelastung, die in vielen Haushalten nach wie vor auf den Frauen lastet, zum Ausdruck. Manchmal wird die Familie zur einzigen Quelle der materiellen Versorgung, wie man an folgenden Beispielen erkennen kann. Tom spricht die prekäre Situation mancher Künstler an.

„[...] ich versetze mich jetzt in die Rolle des Künstlers, [...] wo [...] Eltern sogar aus ihrer Pension [...] die Künstler unterstützen. Und zwar gar nicht mehr so junge Künstler, [...] das kommt einfach immer stärker auf uns zu, glaube ich“ (Tom, 89).

„[...] bei Künstlern, [...] die eben keine [...] Familie haben, wird die ganze Situation noch verschärft. Weil sie sind oftmals nicht einmal in der Lage, jetzt eine Frau, die ihnen gefällt, oder auch ein Mann, der einer Künstlerin gefällt, einzuladen [...] Also, da geht’s wirklich ans Eingemachte. Und [...] wie soll man [...] sich nicht nach der neuesten Mode kleiden [...] Die meisten haben kein Fahrzeug. In Wien geht das noch, [...] man ist also wenig mobil [...] Außer mit dem Fahrrad. Und dann ist es [...] schon sehr, sehr schwierig“ (Tom, 95).

Ralf thematisiert die unterschiedlichen Rollen, die Familien aufgrund spezifischer Strukturen in einzelnen europäischen Ländern spielen.

„Ja. Aber ich habe nicht das Gefühl, dass in Österreich viele Leute wegen der Krise, [...] ihre Wohnung verloren haben und wieder zu Hause wohnen [...] Ich weiß, dass das in südlichen europäischen Ländern ein Thema ist, wo überhaupt das Thema ist, dass man eine Wohnung braucht, wenn man eine Familie gründet. Und dort gibt es keine Mietwohnungen. Da können sie nur eine Wohnung kaufen. Und das können sie nur, wenn sie nach ihrem Studienabschluss einen Job haben, weil mit dem Job bekommen sie den Kredit. Und aufgrund des Kredits sind sie für 20 Jahre eingebaut [...]“ (Ralf, 189–191).

Interessant ist die Positionierung von Familienunternehmen im Vergleich zu anderen wirtschaftlichen Sektoren, wie sie von Ralf und Rubin zur Sprache gebracht wird.

„[...] Mein jüngerer Sohn ist, (...) ist dort [im Unternehmen] hauptberuflich tätig, auch, weil er sonst wenig Möglichkeiten hätte. Und daher gehe ich davon aus, dass er das, solange es geht, [...] weiterführt [...], weil das sein Einkommen sein wird“ (Ralf, 413).

„[...] er hat Finanzwesen und [...] Betriebswirtschaft studiert, er hat in [...] studiert und wurde gerade 2008 fertig. [...] er hat sehr viele Freunde in der Finanzbranche in London gehabt, die die Jahre davor [...] sehr erfolgreich waren, [...] junge Leute in seinem Alter und vielleicht ein bisschen älter, die (.) sehr viel Geld verdient haben. Und [...] plötzlich, durch die Krise, ihre Jobs verloren haben. Und ich glaube, er war sehr konsterniert über einige seiner engen Freunde, die auf einmal auf der Straße gestanden sind, nachdem sie dort in den (.) neuen (.) Bürovierteln sehr gut gelebt haben. [...] ich glaube, das hat ihn dazu bewogen, sich [...] zu überlegen, dass [...] ein traditionsreiches Familienunternehmen [...] auch seine Meriten hat. [...] dass nicht nur die [...] Finanzbranche quasi Zukunftschancen hat [...]“ (Rubin, 111).

Lea macht darauf aufmerksam, dass gerade in wirtschaftlichen Krisenzeiten der Austausch mit anderen Unternehmern eine stabilisierende Funktion haben kann und neben der beruflichen Identität das Gruppengefühl stärkt.

„Und das macht es, also vielleicht [...] für Unternehmer, wo nur einer der Partner Unternehmer ist und selbstständig ist und Sorge hat, mit dem Unternehmen [...] und auch vielleicht im Freundeskreis weniger Unternehmer dabei hat, das macht es schwierig. Die sind oft sehr alleine. [...] wenn man nicht selber Unternehmer ist, kann man Dinge schwer nachvollziehen“ (Lea, 81).

Rüsen (2010) weist in einem Gespräch mit Sollmann darauf hin, dass wirtschaftliche Krisen in Familienunternehmen sehr oft mit Krisen innerhalb der Familie verknüpft sind. Die psychischen Belastungen basieren darauf, dass nicht nur Arbeitsplätze gefährdet sind, sondern auch das Vermögen, das transgenerational erwirtschaftet wurde, bedroht ist (vgl. Rüsen, 2010, S. 53). Aus betriebswirtschaftlicher Sicht spricht man dann von einer Krise, „wenn sozusagen keine Erträge

mehr erwirtschaftet werden und keine Liquidität mehr vorhanden ist“ (Rüsen, 2010, S. 53).

Die Mechanismen einer fehlgeschlagenen Krisenbewältigung ähneln sehr denen im Bereich der Finanzwirtschaft. Rüsen beschreibt den „Tunnelblick, Festhalten an Überholtem“, Scham, fehlende Inanspruchnahme von Hilfe und Rückzug (Rüsen, 2010, S. 53 f.). Im Gegensatz dazu gelingt es, eine Krise zu bewältigen, wenn „die Familienmitglieder häufig sehr stark oder über mehrere Generationen auch Beziehungen zu Kunden, Lieferanten und gerade auch zu den Mitarbeitern aufgebaut haben“ (Rüsen, 2010, S. 55).

8.2.7 Resilienzfaktoren und Ressourcen

Eine Fragestellung im Interview bezog sich auf Persönlichkeitsfaktoren und Zugänge zur Realität, die zu einer besseren Krisenbewältigung beitragen könnten. Indirekt wurden damit Eigenschaften und Verhaltensweisen im Sinne von Resilienzfaktoren¹⁴² angesprochen, die das Individuum bei der Krisenbewältigung unterstützen und stärken. Der zweite Teil der Fragestellung ist umfassender, geht über die individuelle Dimension hinaus und bezieht sich auf Sichtweisen auf und Herangehensweisen an die Wirklichkeit, die andere Entwicklungen einleiten könnten, und spricht damit noch nicht Verwirklichtes an.

Mehrfach wird von den Interviewten die Fähigkeit zu kritischem Denken, das auch in (Sprach-)Handlungen zum Ausdruck kommen sollte, als wichtige persönliche Eigenschaft genannt. Sie verweisen damit auf die entsprechenden gedanklichen und emotionalen Einengungen, die Krisen mitbedingen und letztlich jede Handlungsfähigkeit blockieren. Dafür sind einerseits die auf einer individuellen und kollektiven Ebene geteilten Abwehrformationen verantwortlich, andererseits auch Mängel in der Informationsaufbereitung durch die Medien oder solche im Erziehungswesen, wie in manchen Stellungnahmen angeführt wird.

„Und dann muss ich ganz ehrlich sagen, habe ich das Glück, dass ich von meinen Eltern wirklich einen guten Hausverstand mitgekriegt habe“ (Melissa, 103).

„Man muss wirklich offen alles hinterfragen, genau schauen, dass man nicht auf solche Leute [...] reinfällt, ich falle auch auf keinen Politiker rein“ (Melissa, 103).

„Und wenn ich [...] befehlsfrei erzogen wurde und immer meine Meinung bilden konnte, da bin ich auch gegen die Krisen resistent. Weil dann kann ich mich ja wehren“ (Melissa, 103).

142 Der Begriff der Resilienz taucht gegenwärtig in verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen auf und bezieht sich auf die persönliche Widerstandskraft bzw. Bewältigungsfähigkeit von kritischen Lebensereignissen, Naturkatastrophen oder Krisen, die von Menschen verursacht wurden (siehe dazu Kapitel 7.2).

„Vieles, was früher als sicher gegolten ist, ist es auf einmal nicht mehr [...] Also man hat von einigen Papieren, Wertpapieren, geglaubt, das ist ja wirklich sicher [...] Und das waren sie dann doch nicht. Und das ist für mich schon irgendwo der Beweis, dass man [...] am besten damit fährt, wenn man seinen eigenen Verstand einschaltet und sich nicht immer auf irgendjemanden anderen verlässt“ (Josef, 17).

„Den Mut zu haben, Dinge anzusprechen, das [...] halte ich wirklich für wichtig [...]“ (Brigitta, 59).

„Egal, was die [Politiker] sagen. Sich selbst seine Meinung bilden“ (Melissa, 103).

„Das heißt, ich habe also auch die Vorsicht, diese gewisse Ausstattung, ich kann nicht nur irgendwie sagen, blauäugig, es wird alles gut, und ich glaube an die Zukunft und alles wunderbar, [...] es gibt auch gewisse Realitäten, die man da einfach auch mit den besten Vorsätzen [...] nicht [...] wegbekommen kann [...]“ (Henry, 53).

„Ja, es ist immer hilfreich, wenn man möglichst die Dinge so sieht, wie sie – unter Anführungszeichen – sind und nicht, wie man es sich einbildet“ (Ralf, 295).

„Ermunterung [zu] kritischem und unabhängigem Denken, und das will niemand“ (Rubin, 210–211).

Auch die Offenheit gegenüber anderen und die Möglichkeit, sich kreativ, das heißt in nicht vorgefertigten Bahnen, mit Aufgaben auseinanderzusetzen, verweist auf den Wunsch, Barrieren jeglicher Art zu überwinden, in verschiedenen zeitlichen Dimensionen zu denken und andere Menschen dabei einzubeziehen.

„[...] aber [die] Einstellung zur Realität [...] [ist] eine offene“ (Gerald, 177).

„Man muss eben sich überlegen: Was könnte passieren? (...) ja, [eine] gewisse Kreativität, weil man sich ja überlegt: Was könnte man dagegen machen? Und dann müsste man [...] noch [...] Durchsetzungskraft haben. [...] und wenn es [et]was Größeres ist, benötigt [man] auch Mästreiter“ (Anselm, 215).

„Wenn ich Offenheit sage, ist auch Offenheit [...] gegenüber den Mitarbeitern [gemeint]. [...] aus meiner Sicht kommt die Kommunikation in einem Unternehmen immer zu kurz“ (Josef, 167).

„[...] das Wichtigste ist mal die Flexibilität“ (Henry, 53).

„[...] du musst neue Wege suchen, man muss hier einfach erfinderisch der Situation gegenüber [sein] [...], man muss auch ein bisschen Überblick bewahren“ (Henry, 53).

„[...] Entscheidungen zu treffen, die nicht nur kurzfristig wirken, sondern langfristig, ja“ (Josef, 169).

Kommunikation und Zusammenhalt, Solidarität mit den Schwachen, also auf die Gemeinschaft gerichtete Verhaltensweisen, werden als wesentlich erachtet, um besser mit Krisen umgehen zu können bzw. darauf vorbereitet zu sein.

„Also, ich finde, das Allerwichtigste ist das Gespräch. Das Gespräch und vor allem das Zuhören. [...] in der Krise ist die Angst da. [...] da nimmt die Schlaflosigkeit zu und alles. Und ich glaube [...], da geht es einfach darum, mit jemandem zu sprechen, ihm zuzuhören, ihm dann zu sagen [...], positive Beispiele, die man kennt [...]

Und natürlich eine gewisse Solidarität auch. Menschlichkeit, Humanismus sind schon Eigenschaften, die eigentlich den Menschen ausmachen“ (Tom, 173).

„Also, nicht nur [...], wer eine hohe Position hat, ist wichtig [...], sondern ob man wirklich einen guten Freundeskreis hat, dass man sich hilft, wenn es einem nicht gut geht“ (Brigitta, 81).

Daneben werden noch andere Persönlichkeitseigenschaften genannt, die sich wie eine Antithese zum risikogeleiteten Handeln der Verursacher der Krise lesen und einen traditionellen Wertekanon repräsentieren:

„Besonnenheit [...]. Ich meine, die Merkel macht das nicht schlecht [...]. Die kommt ja auch gut an. Das ist eine Persönlichkeit, die schon sozusagen als Muster gelten könnte, und sie ist besonnen. Sie ist vorsichtig [...]. Redet jetzt nicht unbedingt den Leuten nach dem Mund, versucht schon zuzuhören. Das Einzige, sie hat sich verkalculiert bei diesen Flüchtlingsströmen. Das fällt ihr jetzt auf den Kopf. Aber sonst wäre die schon ein Muster“ (Bob, 105).

„Hat auch einiges weiter gebracht. Ich glaube, der geht es nicht um ihren eigenen Vorteil [...], Gestaltungswillen. Herrje, ich meine, sie hätte viele Merkmale“ (Bob, 105).

„Aber auch Ehrlichkeit“ (Josef, 173).

„Eigenschaften wie Beharrlichkeit, ein wenig bescheiden sein dazu [...] Fleißig sein gehört irgendwie auch dazu. Oder im Gegensatz gibt es Leute, die sehr schnell ohne viel Fleiß groß werden wollen“ (Gerald, 37).

„Und von wegen, welche Eigenschaften man entwickeln müsste, [...] diese Selbstverantwortung oder dieses gute, alte Haushaltsbücherl, wo man sich aufschreibt, was man ausgegeben hat (lacht) ja, wie viel Geld einfach da ist“ (Lea, 145).

„[...] innovativ zu sein und weniger [...] technisch oder technologisch, sondern im ständigen Hinterfragen [...] der eigenen Arbeitsweise im Hinblick auf Effizienz“ (Gerald, 39).

Zum traditionellen Wertekanon gehört auch eine Kritik am Konsum, wie sie von Lea geäußert wird.

„[...] man müsste viel mehr das Selbstbewusstsein stärken, dass das einfach viel unwichtiger wird, welches Auto der Nachbar fährt, welches Fernsehgerät der hat, wo die auf Urlaub waren oder dass die halt Ralph-Lauren-Sachen anhaben oder was weiß der Geier. [...] natürlich hätte man diese Dinge gerne, weil sie einfach schön sind, ja. Aber es macht mein Leben nicht besser, wenn ich sie nicht habe und ich bin deshalb nicht unglücklicher, wenn ich sie nicht habe, ja“ (Lea, 145).

„Missbräuchlich wird die Gier immer verwendet. [...] ich war lange genug im Vermögensbereich tätig, und wenn sie mir eine Anleihe mit 15 Prozent vorgelegt haben, habe ich gesagt, okay, ihr könnt das kaufen, ich nicht. Weil ich weiß schon ganz genau, die kann nicht gut gehen. Weil rechnet das mal logisch, das ist nur ein Köder. Ihr kriegt zwar fünf Prozent Provision, aber eure Kunden seid ihr auch los. Ich habe nie eine 15-Prozent-Anleihe verkauft, habe aber immer gut geschlafen“ (Melissa, 101).

Interessant ist, dass das Wirtschaftssystem als solches von meinen Interviewpartnern überhaupt nicht infrage gestellt und der Wertewandel nicht damit in Verbindung gebracht wird.

8.2.8 Quellen der Unzufriedenheit

Im Laufe des Interviews, besonders aber bei den Fragen nach Änderungswünschen und Strategien zur Krisenbewältigung¹⁴³, kristallisierten sich einige Problembereiche heraus, die für meine Interviewpartner besondere Quellen der Unzufriedenheit darstellten und auch Ängste und Sorgen generierten.

Zu ihnen gehören Politik, Verwaltung, Globalisierung und soziale Ungleichheit sowie Banken. Der letztgenannte Bereich kann ja als Kristallisationspunkt der Finanzkrise angesehen werden und verdient daher besondere Aufmerksamkeit.

8.2.8.1 Politik

Wie man an den folgenden Zitaten ersehen kann, wird die Machtlosigkeit der Politik beklagt; die Politiker erscheinen in der Wahrnehmung der Interviewten zum Teil als weltfremde Mängelwesen, denen gestalterische und kommunikative Fähigkeiten abhandengekommen sind bzw. deren Performance als regressiv gedeutet wird. Die Folgen eines solchen Verhaltens sind Politikverdrossenheit, Zynismus und eine Entwertung demokratischer Institutionen.

„Also, die Politik hat das Heft nicht mehr in der Hand, meiner Meinung [nach]“ (Tom, 141).

„[...] die klassischen Politiker haben offensichtlich das gute Menschengefühl verloren. Die sind in ihrer eigenen Welt mittlerweile gefangen. Ich habe immer gesagt, in Wirklichkeit müsste jeder Politiker zumindest einmal, zweimal in der Woche U-Bahn fahren und dreimal in der Woche seinen eigenen Zahlschein ausfüllen. Weil die machen das ja nicht alleine. Der hat überall seine Hilfskräfte [...]“ (Bob, 100).

„[Politiker als] Erfüllungsgehilfen von dem System“ (Henry, 15).

„Und von der Politik her, da muss ich ehrlich gestehen, ich habe viel zu wenig Ahnung von der Politik und ich habe viel zu wenig Interesse [...] dafür, weil ich das immer lapidar mit diesem Kindergarten abtue, [...] der eine sagt das, der andere ist eingeschnappt und dann sagt wieder der das, der andere ist eingeschnappt und das ist auch so mit der Wahl jetzt. Ich meine, was da an Geld verpulvert wird, für

143 „Was müsste sich Ihrer Meinung nach global und lokal im Sinne einer besseren Krisenbewältigung ändern?“, „Welche Persönlichkeitsfaktoren und Zugänge zur Realität sind Ihrer Meinung nach hilfreich?“, „Wie würden Sie die Finanzkrise und Wirtschaftskrise lösen wollen, wenn Sie die Mittel dazu hätten? Was wären die ersten Schritte?“

NICHTS, ja? Für den Bundespräsidenten, der [...] nichts zu melden hat, ja“ (Lea, 157).

„Sie haben die Fähigkeit verloren, zu kommunizieren“ (Bob, 102).

„Aber ich merke schon, das ist einfach so eine Politikverdrossenheit da, dass die nichts weiterbringen, ja“ (Lea, 159).

„[...] es sind zu viele Leute am Ruder, die aber [...] von der Materie jetzt zu wenig Ahnung haben [...]“ (Lea, 158–159).

„Und so wie diese Registrierkassengeschichte, [...] in Wahrheit ist das [...] ein völliger Humbug, ja? Weil, wenn der Umsatz davor nicht im Kassenbuch eingetragen ist, wird er jetzt auch keinen Eingang in die Registrierkasse finden, ja. Weil, die Leute sind ja nicht blöd. [...] auch wenn sich der Herr Finanzminister dann 900 Millionen erwartet, viel Spaß“ (Lea, 165).

„Oder auch so Ideen, wie von der Frau Vassilakou, die die Fahrradwege in einer anderen Farbe streichen lassen möchte und wenn ich dann aber sehe, wenn ich von der Garage runtergehe, da, wie viele Obdachlose auf der Mariahilfer Straße schlafen, ja. Da fände ich es angebrachter, das Geld anders zu verwenden, nicht“ (Lea, 171)?

Wird der Blick auf globale politische Entwicklungen gerichtet, lösen populistische und extremistische Strömungen Ängste aus. Krisen verschärfen solche Unsicherheiten und führen zu Auswanderungsbewegungen nicht nur in Form der Flüchtlingsströme, sondern auch in Form des Kapitals. Auffallend ist die Verknüpfung von wirtschaftlichen und politischen Interessen, die die Politik insgesamt in den Graubereich der Bestechlichkeit bringen.

„Ja, Populismus kann gefährlich werden, aufgrund von Ängsten [...] Da spielen [...] eigenartigerweise die Player einander in die Hände, weil, es gibt ja dort [in Frankreich] die grauslichsten Gewalttäter, [...] die IS und was auch immer mit autoritären Strukturen, mit allem Übel, ja [...] Und das Ganze schaukelt sich so hoch, in einem gewissen Sinne. Da kann man sich unangenehme Dinge denken [...] Stellen Sie sich vor, der Trump gewinnt die Wahl in Amerika. Dann ist der amerikanische Präsident so eine Figur. Und dann weiß man schon nicht mehr, wo der sichere Hafen ist“ (Ralf, 357).

„Dann ist alles möglich. Trump erklärt Korea den Krieg, keine Ahnung, warum. [...] es passieren Sachen, wo man sich denkt: Früher wäre das nicht passiert [...]“ (Ralf, 363).

„Aber Geld wird einfach verspekuliert. Über das reden wir schon, mein Mann und ich, wo wir sagen, da wird irgendjemand auf einer Yacht sitzen, auf das Knöpfchen drücken, der wieder ein paar Milliarden reicher sein wird und die Politik macht nichts dagegen. Und die schöpfen ab. Also, ich bin überzeugt, dass das wirklich von großen Organisationen gesteuert wird. Und wenn man sich hier anschaut, da die ganzen großen amerikanischen Banken und wer sitzt jetzt in der EU und wie die Verbindungen sind untereinander [...] Der Kleine soll für die Reichen zahlen, sie werden ja auch immer noch reicher auf der einen Seite und auf der anderen Seite kriegen die Banker noch eine Belohnung und der Steuerzahler muss beißen. Das sieht man bei uns bei der Hypo Adria, wenn man in Kroatien, wo das Geld her-

geborgt wurde, für was weiß ich, für irgendein Einkaufszentrum, was nie gebaut wurde [...] Also, vor allem in Österreich, die Milliarden sind ja auch hausgemacht und keiner wird aber WIRKLICH zur Verantwortung gezogen“ (Melissa, 95).

„Also, ich glaube, dass die Politik da involviert war, auch damals. Ich meine, das hat jetzt nichts mit Partei oder was zu tun, dass man sagt, na ja, das lassen wir schnell unter den Teppich [...] Aber, ich meine, jetzt haben wir den Untersuchungsausschuss [...] Was hat das Geld gekostet? Und was hat es gebracht?“ (Melissa, 97)

„Sie kriegen die Staatsbürgerschaft oder ‚Residence Permit‘ für einen Pappenstiel in Malta, Sie kriegen sie für einen Pappenstiel in Ungarn, Sie kriegen sie in der Slowakei, Sie kriegen sie in Großbritannien. Gut, das wird jetzt vielleicht wieder weniger attraktiv, Großbritannien [...], wenn die aus der EU draußen sind, nützt das für die EU nichts mehr. Sie kriegen sie in Portugal, Sie kriegen überall die Staatsbürgerschaft für einen Pappenstiel, nur in Österreich weiß keiner, was er machen soll. Da zieren sie sich, klare Kriterien zu machen. Es heißt nur, na ja, wer sich um Österreich verdient gemacht hat, kriegt die Staatsbürgerschaft und da weiß keiner, muss er eine Million investieren, muss er zwei Millionen investieren, muss er zehn Millionen investieren, ja“ (Bob, 26).

„Das heißt, es ist alles intransparent und sehr discretionary. Also, eine große Ermessenssache“ (Bob, 30).

„In Malta ist klar, 600 000 oder Zypern 600 000 Euro Investment und der kriegt die Staatsbürgerschaft oder zumindest Residence Permit“ (Bob, 30).

„[...] viele Russen sind hergekommen, weil sie gesagt haben, ich kann der Familie das Leben in Moskau nicht zumuten, weil da habe ich die ganze Zeit Angst, dass meine Kinder irgendwann gekidnappt werden [...], es war ihnen zu gefährlich“ (Bob, 32).

„Ich weiß nicht warum, ob es berechtigt war, aber da sind viele mit den Familien hergekommen, und der Zuzug ist im Wesentlichen aus, aufgrund der Krise. Das ist die Krim-Krise, das ist nicht die allgemeine Finanzkrise, aber die kommt noch dazu [...], die Sanktionen, nicht, der Verfall des Rubels, ja, für die ist alles doppelt so teuer“ (Bob, 32).

„Ich habe einen anderen Mandanten, der wohnt auch hier, die Kinder gehen in England in die Schule oder sind auch dort verheiratet schon, die Großen, ja. Ich meine, der hat seine Fabriken zusperren können, [...] ein Teil war in der Krim, ein anderer war in Donezk, ja“ (Bob, 36).

Den Politikern wird angelastet, dass sie für heimische Unternehmer nicht die richtigen Voraussetzungen schafft, deren Tätigkeit eher durch bestimmte (Steuer-) Gesetzgebungen und Regeln noch erschwert. Klein- und Mittelbetriebe erscheinen auf diese Weise benachteiligt, auch weil sich der Wettbewerb durch die Globalisierung verschärft hat. Die Lösung dieses Konflikts könnte, so die Argumentation, im Abbau lang erworbener Arbeitnehmerrechte liegen.

„Also, wenn jemand sich beklagen möchte (lachend) oder es tut, dann ist es eher [...] von der politischen Seite her, dass man Konzerne ins Land holt, Steuererleichterungen gewährt, denen es aber wurscht ist, ob der Dienstnehmer morgen noch

einen Arbeitsplatz hat oder nicht, weil, die werden dann halt wieder auf die Straße gesetzt. Und die Steuern aber nicht in Österreich bezahlt werden, sondern irgendwo [...] [und] die Dienstgeberabgaben immer höher werden oder wo es mir persönlich immer [...] die Haare aufstellt, wenn es darum geht, dass über eine sechste Urlaubswoche diskutiert werden soll. Es macht sich keiner Gedanken drum, dass damit wirklich viele Arbeitsplätze gefährdet wären, weil es nicht FINANZIERBAR ist, WEIL eben auf der anderen Seite wiederum [...] diese Schnäppchenmentalität Einzug hält und man das NICHT finanziert kriegt, ja?“ (Lea, 57)

„Und so sehen es eigentlich auch unsere Klienten, dass das einfach von den Rahmenbedingungen her [...] den Unternehmen recht schwierig gemacht wird und man eigentlich jemandem, der sich selbstständig machen WILL, nur davon abraten kann, das zu tun [...]“ (Lea, 59).

„Und da meine ich aber jetzt nicht einmal nur die steuerlichen Vorschriften, das ist vom Arbeitsrecht her, von den Arbeitnehmerschutzbestimmungen her, von den ganzen Sicherheitsbestimmungen [...] Wenn man sich denkt, irgendwelche Gewerbebetriebe, was die nicht alles einhalten müssen. [...] diese Auflagen, [...] da wird es einem verleidet“ (Lea, 59).

„[...] wie viele Konzerne haben wir in Österreich? Ja, es sind Einzelunternehmer und es sind KLEINbetriebe. Von Mittelbetrieben sind wir in Österreich weit entfernt, gemessen [...] an der Weltlandschaft [...] Und wir sind ja auch ein kleines Land. Wir wollen halt immer groß sein, aber wir sind ein kleines Land und dementsprechend muss man sich halt aufführen, ja“ (Lea, 137)?

„Was früher legitime Steuervermeidung war, nennt sich heute sofort Steuerhinterziehung. Sie können nichts mehr gestalten, es gibt nur mehr Abwehr. Abwehr. Abwehr. Aber [das] ist uninteressant. Es ist für mich extrem deprimierend, ja. Ich will nicht abwehren, ich will gestalten“ (Bob, 34).

8.2.8.2 Verwaltung

Zusätzliche Erschwernisse ergeben sich für die Betriebe aufgrund des hohen Verwaltungsaufwands, der wettbewerbsbehindernd wirkt.

„Also, die Finanzkrisen, Frau K., das ist nicht unser Problem, unser Problem ist der ganze Verwaltungsapparat, der aufgeblähte, die pausenlosen Veränderungen. Das ist eine Krise schon langsam für die Leute. Für den Einzelunternehmer“ (Melissa, 27).

„Da denke ich einfach, dass man vieles viel vereinfachen müsste [...] Ich muss selber immer so viele Dokumentationen oder Berichte schreiben, ich bin ja nicht nur Buchhalterin, sondern auch Versicherungsmakler, um sich abzusichern, dass man schon gar nicht mehr zum Arbeiten kommt. Ja? Und das ist das ewige Absichern [...] Und jetzt sind wir im September, sind wir auf zig Seminaren, weil sie pausenlos das Rad neu erfinden wollen. Es wird überall umstrukturiert, es wird jedes Programm von jedem neu umgestaltet. Krise kriege ich schon, wenn die Finanzbeamtin dasitzt und wir, sagen [wir] mal, mit der Steuererklärung, und sie sagt, warum sind die Unternehmer so frustriert? Sage ich, dann machen Sie mal Ihr Finanzonlinesystem auf und dann suchen Sie mal nur Ihre Berufstätigkeit, Ihre Zugehörigkeit,

weil sie die pausenlos ändern. [...] warum kann ich da nicht ein System haben, wo ein normaler Mensch damit arbeiten kann“ (Melissa, 29)?

„Ich bin eine Person und muss drei Kammerumlagen zahlen. Erklären Sie mir das. Warum muss ich als Lohnverrechnerin zahlen? Warum muss ich als Buchhalterin zahlen? Ich meine, dass ich einen Versicherungsgewerbeschein selber bezahlen muss, verstehe ich, und dafür muss ich 1500 [Euro] Haftpflichtversicherung zahlen im Jahr, das muss man erst [ein]mal verdienen“ (Melissa, 119).

Nationale und europäische Interessen können auf politischer Ebene oft nicht zur Deckung gebracht werden, was als Versäumnis und Gefahr, neue Krisen hervorzubringen, interpretiert wird. Die Enttäuschung trifft besonders die Europäische Union als politische und wirtschaftliche Gemeinschaft, die die Hoffnungen, die in sie gesetzt wurden, enttäuscht.

„Also, ich hätte mir von der EU, das ist das, wo mich die EU so enttäuscht, ich hätte mir erwartet, dass da viel mehr Zusammenhalt ist. Nicht jeder sein eigenes Süppchen kocht. Doppelbesteuerung Europa, eine Katastrophe, es hat sich nichts getan. Wir haben einen aufgeblähten Apparat in der EU dazu, der uns Millionen kostet an Pensionen und Sonstiges und letzten Endes das Leben uns noch schwerer macht. Ja? Und die Nationalen kochen selber ihr Süppchen, sieht man jetzt auch mit Apple wieder in Irland. Und das wird die Krise weiter fördern, nicht eindämmen. Wir müssen an einem Strang ziehen, wir sind nun mal globalisiert, wir sind alle vernetzt und da muss es strenge Regeln für ALLE geben und einheitlich“ (Melissa, 105).

„Ich meine, wir haben ja nicht mal [ein] Doppelbesteuerungsabkommen mit Deutschland in manchen Sachen, da greifst du dir ans Hirn, das ist unser Nachbar. Ja? Aber die haben dafür eins mit, was weiß ich, Südkorea. Also, da greift man sich wirklich ans Hirn“ (Melissa, 139).

„Natürlich hat ein jeder ein nationales Bewusstsein und sagt, ich muss auf mein eigenes Land schauen. Aber ich bin überzeugt, dass wir uns da in der Mitte irgendwo treffen könnten, [...] wir sitzen alle in Europa, wir machen das, wir werden das alles durchforsten, viel weniger Personal. Und wir brauchen nicht so viele Politiker [...]“ (Melissa, 139).

8.2.8.3 Globalisierung und soziale Ungleichheit

Ein weiteres Problemfeld stellt die Globalisierung dar, weil das vorherrschende Motiv der Kostenminimierung ökologische oder soziale Folgen ausklammert.

„[...] Globalisierung und das ‚Alles-über-einen-Kamm-Scheren‘, das funktioniert halt mal nicht, [...] das geht alles viel zu weit [...], die Bananen, ich weiß nicht wo, hin und her zu schieben und dass die Barbiepuppe in Wahrheit, bis sie mal fertig ist, ich weiß nicht, wie viele hunderttausend Kilometer hinter sich gebracht hat, das ist völlig verrückt, ja?“ (Lea, 139)

„[...] ich sehe Veränderungen [...] im Arbeitsumfeld sehr viele und starke, [...] die ich einfach gefühlsmäßig eher in den Bereich Globalisierung gegeben hätte [...]“ (Anselm, 47).

„Das treffe ich sehr häufig an. Und das wird, aus meiner Sicht, zunehmend schlechter. [...] dass [...] Kosten [...] betrachtet werden, ohne das mit Ergebnissen in Verbindung zu bringen. [...] und dass da eine starke [...] Fehlnutzung von Begriffen, wahrscheinlich auch bewusst, stattfindet. [...] wo Firmen, sehr große, eben auch aktuelle Kunden [...] kommunizieren [...] Die IT ist strategisch wichtig. Und [sie] verstehen darunter aber, dass die IT sehr günstig sein soll“ (Anselm, 52–53).

„[...] es geht sehr stark in Richtung Commodity [...]“ (Anselm, 53–55).

„Commodity bedeutet, [...] Informationstechnologie sehr standardisiert, quasi aus der Steckdose zu nehmen“ (Anselm, 53–55).

„Ein Massenprodukt, das einfach günstig ist, irgendwo gefertigt wird. Und auf der andern Seite [...] spricht man jetzt immer mehr von Digitalisierung, wo es darum geht, [...] Dinge [...] intelligenter zu machen, verschiedene Gruppen direkt in die Abläufe einzubinden [...]“ (Anselm, 55).

Die soziale Ungleichheit und die Ungleichverteilung des Einkommens nimmt innerhalb und außerhalb Europas infolge der Globalisierung zu und verschärft damit die Krisenfolgen. Wie eine Interviewpartnerin näher ausführt, könnte dies zu einem Erstarken von rechten Bewegungen führen. Technologische Veränderungen könnten zu einer weiteren Verschärfung der Ungleichheit beitragen.

„Also, das ist jetzt auch ein Thema im amerikanischen Wahlkampf, weil die Amerikaner, denen ist immer gesagt worden, angefangen von der Ära Reagan, der Trickle-down-Effekt. Wenn es den Reichen gut geht, geht es uns allen gut. Und jetzt sind sie draufgekommen, dass das eben nicht so stimmt, sondern sie brauchen zwei Jobs. [...] es ist viel unsicher. [...] die Krankenversicherung, die Spitäler, alle verlangen mehr. Die Schulen werden teurer. Die Kinder kosten natürlich. [...] Und viele Jobs fallen durch die Digitalisierung weg. Auch zum Beispiel die selbstfahrenden Autos. Da sind die Taxifahrer dagegen“ (Brigitta, 71).

„[...] viel fällt weg [...] Die sind dann oft arbeitslos, [...] brauchen vier Kellner-Jobs, damit sie über die Runden kommen. Die sind sehr frustriert und wählen den Donald Trump“ (Brigitta, 71).

„Und diese ganze rechte Bewegung in Europa [...] [...] viele fühlen sich als Verlierer, sehen aber aufgrund von Facebook [...] und weil es so transparent ist, wie reich es den Reichen auch jetzt geht. Und Schlösser und (stammelnd) Erbschaft [...] Das ist ja auch Geld, das zufließt, ohne dass man Steuer zahlt dafür. [...] dadurch dass eben dieses Geld eine größere Rolle spielt, der Kapitalismus, Globalisierung, Digitalisierung, das kommt alles zusammen“ (Brigitta, 71).

„Weil der Euro passt nicht für jeden, letztlich. [...] die südlichen Staaten müssten eigentlich abwerten, weil die können nicht gut produzieren und Deutschland wiederum hat so ein Glück, die haben sehr geringe Lohnkosten, teilweise niedriger als wir. Die [...] haben immer sehr brav gespart und den Lohn gedrückt. Jetzt sind die extrem wettbewerbsstark und fahren halt alle an die Wand [...] Die sind Export-Weltmeister [...]. [...] die haben Vollbeschäftigung, [...] aber der ganze Süden hat [...] Griechenland [hat] 50 Prozent Arbeitslose. [...] Spanien, Italien, Frankreich [haben] auch eine hohe Arbeitslosigkeit. Also diese Arbeitslosigkeit ist ein riesenproblem [...] Und wir sind nicht nur Geld und Kapital [...]“ (Brigitta, 79).

„Dieses ‚Blackrock‘ zum Beispiel in Amerika. Das ist eine große Beteiligungsgesellschaft, denen gehört sehr viel von der deutschen Bank (unv.) und die bewegen Trilliarden und der Warren Buffett hat es auch in einer Rede jetzt gesagt, wie er die Hillary Clinton vorgestellt hat, wie er angefangen hat, haben die 400 reichsten Amerikaner so und so viel gehabt. Jetzt haben die drei Trillionen US-Dollar als ihr Eigentum“ (Brigitta, 83).

„Aber ich habe nicht das Gefühl, dass in Österreich viele Leute wegen der Krise [...] ihre Wohnung verloren haben [...] Ich weiß, dass das in südlichen europäischen Ländern ein Thema ist [...] Und dort gibt es keine Mietwohnungen. Da können sie nur eine Wohnung kaufen. Und das können sie nur, wenn sie nach ihrem Studienabschluss einen Job haben, weil mit dem Job bekommen sie den Kredit. Und aufgrund des Kredits sind sie für 20 Jahre eingebaut [...] Wir haben das nicht so, aufgrund unserer Mietstruktur. Man kann sich eine Wohnung mieten, und muss nicht sich für sein Leben schon [...] verschulden oder verpflichten“ (Ralf, 189–191).

Die Flüchtlingsströme, Folge von kriegerischen Auseinandersetzungen, aber auch der Globalisierung werden, wie man an den folgenden zwei Zitaten ersehen kann, zu einem Sinnbild der Bedrohung. In ihnen verdichten sich projektiv verschiedenste Ängste.

„[...] die Bilder von den Marschsäulen, die Angst, [...] aber ich weiß, [...] dass ich als Kind einen Begriff gehabt habe, ‚die gelbe Gefahr‘. Weißt du, irgendwann einmal, da gibt es Milliarden Chinesen, da schaust du aus dem Fenster, da sind alles Chinesen [...] ja, bis die Chinesen nach Wien kommen, habe ich mir gedacht, das wird noch dauern. Aber wenn man so Bilder sieht, von der Marschsäule, die da vom Süden nach Norden zieht, das ist ja ein archaisches Bild, so wie der Auszug der Israeliten, ja, also denken sie sich: Jetzt kommen sie wirklich. Das schreckt mich ab, weil man glaubt dann: Ja, [jetzt] ist dies weg, was ich habe. Und dann diese ganzen Ängste und Unsicherheiten“ (Ralf, 317).

„Ja, wenn man so Bilder sieht, [...] von vielen, vielen Menschen, die ziehen vom Süden nach Norden. Ja, wo sollen die bleiben? Und so. Das macht sicher vielen Leuten Angst. Und das sieht man ja am politischen Geschehen“ (Ralf, 321).

8.2.8.4 Banken

In den folgenden Zitaten kommen Insider aus dem Bankenbereich zu Wort, die die Dynamik nach der Krise zum Ausdruck bringen. Die Banken selbst rücken nicht nur in den Fokus der negativen Aufmerksamkeit, sondern werden auch zum Ort der Kontrolle. Dabei trifft diese die Mitarbeiter unterschiedlich hart. Dadurch eröffnen sich innerhalb der Institutionen Spannungsfelder, die sich in Krankheitssymptomen, Generationskonflikten oder Mehrarbeit, deren Sinnhaftigkeit infrage gestellt wird, zeigen.

„[...] von wegen Krise, es ist ein großer Unmut gegenüber den Bankinstituten und gegenüber den Vermögensberatern da, weil auch die Klienten, die von ihren Firmen

eine Pensionszusage bekommen haben, und wo es jetzt darum geht, dass diese Versicherungen in absehbarer Zeit zur Auszahlung kommen, die Versicherungsgesellschaften meinen, [...] mit der ursprünglich vereinbarten Finanzierung kriegen sie [...] diese Auszahlungen nicht mehr hin. Und auf einmal müssen die bis zu 50 Prozent mehr Versicherungsprämien einzahlen. Und da reden wir aber nicht von 50 Euro im Monat, sondern da geht es um tausende, ja. Diese Geschichte. Und das macht dann natürlich Unmut und insofern ist viel, viel Unmut gegenüber den Bankinstituten und gegenüber diesen ganzen Versicherungsgesellschaften da, weil man einfach das Gefühl hat, man gibt sein sauer verdientes Geld diesen Molochen und die machen damit, was sie wollen, und es wird aber vom Gefühl her niemand zur Rechenschaft gezogen, nicht?“ (Lea, 37)

„Und man verlangt immer das Äußerste von den Mitarbeitern [...] Und es wird gespart. Es müssen immer weniger Mitarbeiter [...] mehr machen. Aber man sieht, das ist auch sehr belastend. Kein Licht am Horizont“ (Brigitta, 13).

„[...] ich würde jetzt fast sagen, aus der Krise, die 2008 entstanden ist, hat man [...] natürlich wieder versucht, die Bank neu aufzustellen. Hat wieder Kunden [...] neu segmentiert, [...] da haben wir wirklich nächtelang d[a]ran gearbeitet. Und da merkt man dann so richtig, wie die Zusammenarbeit dann leidet, [...] da ist [...] das Konfliktpotenzial mit den Kollegen einfach viel, viel höher“ (Josef, 123).

„Also ich habe eine Vielzahl von Analysen gemacht [...] in gewisser Weise stumpft man ja dann ab, [...] man fragt sich ja dann immer wieder, wer schaut sich das an, [...] was machen die Leute damit. Das ist ja wirklich frappant, wie viele Zahlen [...] man da analysiert hat. Aber es ist ja nichts abgeleitet worden daraus. Es ist ja nichts abgeleitet worden“ (Josef, 185).

„Wir haben einen ganz starken Generationenkonflikt, weil die jungen Mitarbeiter, die haben eine stärkere Leistungsbeurteilung. Das gab es früher nicht [...] Und die Alten, sozusagen, die haben es gut gehabt, die sind nicht streng beurteilt worden. Da gab es keine Krise, die sie bewältigt haben, aber wir müssen jetzt die Krise bewältigen und haben mehr Arbeitsdruck [...] Es wird überall gespart. Man kann kaum mehr auf Urlaub gehen. Wir haben sehr hohe Urlaubsrückstellungen“ (Brigitta, 25).

„[...] vom Direktor [...] war immer der Aufhänger: ‚Ja, wir haben die Krise, wir müssen sie bewältigen. Das heißt, noch mehr arbeiten, noch härter.‘ Dieser Krisen-Modus [...] Das heißt, du musst auch am Wochenende schauen [...] und dann haben die Mitarbeiter schon gesagt, ‚Zuerst war es die Subprime-Krise. Jetzt haben wir eben die Bankenaufsicht, die wir reformieren, und das ist der NEUE Grund, warum wir immer da sein müssen‘“ (Brigitta, 41).

„Und immer dieser Aufhänger, Krise oder Umstrukturierung der Bankenaufsicht oder wir müssen diese Krise abwehren. Also, die sind alle immer in der Abwehrhaltung“ (Brigitta, 41).

„Da wollte ich noch sagen, in der EZB hat [es] ja, ist ja auch im Spiegel [veröffentlicht], ist jetzt kein Geheimnis, eine Umfrage gegeben, wie dieser ganze Stress bewältigt werden wird. [...] Also 24 Personen haben sich als selbstmordgefährdet geoutet. [...] vor allem war die Personalabteilung so erschüttert, dass sie das überprüfen hat lassen. Aber dieses Sample war schon aussagekräftig. Und sehr viele haben Anzeichen von Burn-out gehabt [...] Und das hat die ganze EZB aufgerüttelt. Und das waren aber auch Bereiche da, wo man nicht sagt, die Highflyer oder die

Strategieabteilungen oder direkt beim XXX, sondern zum Beispiel die Übersetzer, die Burn-out-Fälle hatten, weil die keine Wertschätzung erfahren haben, aber man hat diese vielen tausenden Seiten Rechtsakte, die man da geschaffen hat, innerhalb kürzester Zeit denen vorgelegt. Die mussten in einer kurzen Zeit das alles übersetzen, perfekt, ohne Fehler. Keiner [hat] Danke gesagt [...] Und dann sind die schwer krank geworden [...] Wobei die EZB hat kein Arbeitszeitgesetz und keinen richtigen Betriebsrat [...] Die hat nicht diese Arbeitnehmerschutzgesetze, wie wir sie haben. Das ist natürlich sehr gefährlich“ (Brigitta, 43).

„Wenn man ein Kundennetz, im Sinne des Unternehmens auf Kundenseite betrachtet, offen sind sie nicht diesbezüglich. Sie würden aus meiner Sicht die Ursache für ihre Nervosität oder wie auch immer man das nennen will, anderen [...] Verursachern zuschreiben, aber jetzt nicht der Krise oder gar dem eigenen, ich sage mal eben, Fehlverhalten. Also insofern [...] Nervosität und Unsicherheit auf deren Seite, was die Zukunft betrifft, aber auch eine gewisse Distanz in der Zusammenarbeit“ (Gerald, 55).

8.2.9 Blick in die Zukunft

„Unseren Ahnen galt einstmals die Zukunft als der sicherste und verheißungsvollste Ort, auf den man seine Hoffnungen setzen konnte – wir hingegen neigen dazu, sie vor allem als Projektionsfläche für unsere vielfältigen Ängste, Sorgen und Befürchtungen zu benutzen [...]“ (Bauman, 2017b, S. 37).

Die Zukunft hat, so zeigen die Interviews, ihren utopischen Charakter längst verloren.

„Ja, wenn es nicht schlechter wird, bin ich sehr glücklich [...] Auf dem hohen Niveau, wo wir leben, ist doch schon alles andere vermessen, nicht“ (Ralf, 349–353).

Nur Lea bildet da eine Ausnahme:

„Hm, na ja, man muss sich durchschlagen, wie es halt ist. (...) recht sorgenfrei eigentlich, also ich mache mir da keine großen Gedanken drum. Wir tun halt, also“ (Lea, 177).

Die Veränderungen, die bereits in der Gegenwart bemerkbar sind, scheinen sich in der Vorstellung der Interviewten weiter fortzusetzen; dabei spielt neben dem ständigen Konsumzwang, der auch als solcher erlebt wird, die Geschwindigkeit von technologischen Veränderungen eine große Rolle. Diese erweisen sich für manche Teile der Gesellschaft als problematisch, weil jene Gruppen einerseits den Entwicklungen nicht standhalten können, andererseits ihre Arbeitskraft dadurch überflüssig wird.

„Wie kann ich den Leuten etwas verkaufen, ja, (Ausatmen). Und ja, das dreht sich alles immer schneller, wäre alles nicht notwendig, oder? Ich meine, ich brauche nicht alle zwei Jahre ein neues Handy, ja. Ich hätte am liebsten meines zehn Jahre, nur es funktioniert nicht, weil nach zwei Jahren ist es kaputt. Definitiv, ja, weil das so eingebaut ist, ja, dass es kaputt ist“ (Bob, 45).

„Es wird jedenfalls alles [...] noch mehr digitalisiert werden. [...] der Bereich Robotics [...] wird zunehmen und damit [...] zwangsweise zu Schwierigkeiten [...] der Arbeitsplatzsituation führen, aber im Wesentlichen, diese Digitalisierung wird aus meiner Sicht noch dramatisch fortschreiten und damit [...] die [...] ältere Gesellschaft in Schwierigkeiten bringen, die jetzt schon [...] aus einer anderen Generation stammen, eigentlich noch länger im Arbeitsprozess sein sollten und dann noch entfernter vom Kerngeschehen sein werden“ (Gerald, 199).

Eine besondere Sorge gilt dabei der Jugend, die es, so die Mehrzahl der Interviewten, in jeder Hinsicht schlechter haben wird.

„[...] meine Kinder werden es ungleich schwerer haben wie ich. Ungleich schwerer ist einfach auch, einerseits einen Job zu finden, ja“ (Josef, 213).

„Heutzutage ist das einfach viel, viel schwieriger, viel, viel schwieriger geworden, ja. Ich höre immer nur wieder, na ja, der war, das war jemand, der hat Top-Noten. Der war ein Jahr im Ausland, kann Englisch, perfekt, kann eine zweite Fremdsprache, sehr gut, ja. Und selbst da ist es, hilft es nichts, einen Job zu finden“ (Josef, 213).

„[...] sie werden nicht mehr das verdienen, [...] beim Einstieg, was ich verdient habe, ja, [...] die Leute, die in den letzten fünf bis zehn Jahren in die Arbeitswelt eingetreten sind, verdienen bei Weitem nicht das. Das ist aber jetzt kein Bankenphänomen. Bei Weitem nicht. Also, es ist, es ist wirklich ungleich schwerer“ (Josef, 219).

„Nur die Jungen tun mir heute Leid, die alle ausgebeutet werden, also, die Sklaverei in den Firmen, was ich da höre, ich sehe es in meiner Familie, die tun mir Leid. Unabhängig von der Finanzkrise, sie werden sehr viel arbeiten, werden keine Pension bekommen, fast keine. Ja? Es wird kein Geld da sein“ (Melissa, 127).

„Ich sehe es für die Jungen, sehe ich es sehr schlecht. Die viel arbeiten, denen wird man es wegnehmen, den Sozialstaat können wir uns auf die Dauer eh nicht leisten“ (Melissa, 131).

Das Gefühl der Unsicherheit erfasst fast alle Lebensbereiche. Wohlstandsverlust und ein stagnierendes Wirtschaftswachstum schüren die Angst vor einer neuen Krise, die auch die persönliche finanzielle Absicherung zu gefährden scheint.

„Also, ich sage einmal, [...] die Wirtschaft wird aus meiner Sicht, einmal, glaube ich, die nächsten fünf Jahre einmal bestimmt nicht anspringen, ja. [...] ein Niedrigzins, also, das Faktum, dass man eigentlich als Unternehmen kaum Zinsen für einen Kredit zahlt, ja, hat ja eigentlich kaum Impulse gebracht“ (Josef, 211).

„Ich glaube, dass es [...] keine dramatische [...] Erholung der Wirtschaft geben wird. Ich glaube, dass es [...] ein sehr starker Kampf werden wird, auf allen Ebenen. Dass es schwieriger für JEDES Unternehmen wird, egal, ob jung oder alt. [...]

die Situation am Arbeitsmarkt wird sich nicht dramatisch entschärfen oder eher verschärfen. Ich glaube, dass es einfach schwieriger wird für jeden, egal, ob Berufseinsteiger oder später auch für junge Unternehmen und [...] erst recht Reifere, [sich] am Markt dauerhaft zu etablieren oder ich sage mal, sich entsprechend, sich einen Platz zu schaffen. Dass generell die Unsicherheit ansteigen wird [...]" (Gerald, 195).

„Also [...] deswegen sage ich, es wird die nächste Blase kommen und die Finanzkrise und die wird nur noch viel, viel schlimmer sein wie die von 2008. Glauben Sie mir es. Ja? Also, da gehe ich jede Wette ein, dass die Leute viel von ihrem Geld verlieren, in allen Richtungen“ (Melissa, 51).

„Ich schätze, in einem Zeitraum von zehn Jahren bricht das zusammen und das wird auch [...] auf unser wirklich richtig hart erspartes Geld wird man zugreifen. Oder man wird nicht mehr das Ganze bekommen. Also, da sehe ich die nächste Krise, und zwar warum, weil wir aus der Krise von 2008, und da haben Sie recht, nichts gelernt haben“ (Melissa, 53).

Die soziale Sicherheit im Miteinander verschiedener gesellschaftlicher Gruppen scheint bedroht, weil aufgrund der gegenwärtig fehlenden Möglichkeit, sich etwas zu ersparen, nur auf Besitz zurückgegriffen werden kann.

„Wo ist der Punkt, ja, wo man zurückgeht? Ja, wer muss verzichten? Wer wird draufzahlen? [...] Es wird gekämpft um den Besitzstand. Die, die etwas haben, werden etwas abgeben müssen. Darum ist jeder Fremde, der hier hereinkommt, zu viel, weil der könnte mir etwas wegnehmen“ (Bob, 119)

I: „Ein Verteilungskampf?“

„Verteilungskampf? Verteilt ist ja. Ein Besitzwahrungskampf [...] Ein massiver Besitzwahrungskampf“ (Bob, 119).

„[...] warum kriegt einer ohne Leistungen Geld und mit Leistung auch noch so viel Geld, das geht dann auch nicht wiederum, [...] also, da wird es irgendwie eine Justierung geben müssen“ (Henry, 63).

Die Ängste, die dabei generiert werden, richten sich bevorzugt – aber nicht nur – auf Fremde und Flüchtlinge, die in der Vorstellung den eigenen Besitz bedrohen. Das Bild des Kampfes ist eines, das immer wieder auftaucht. Es bezieht sich auch auf grundlegende Ressourcen, die geteilt werden müssten.

„Die Klimaveränderung wird Folgen haben [...] Wenn das Problem Wasser und Trinkwasser sich verschärft, dann haben wir wieder das nächste Problem, das wird wieder die nächste Krise werden, [...] das wird also noch härter werden [...] Leute, die dann weniger Geld verdienen, [...] sagen, ich nehme mir das Recht einfach, Wasser zu trinken, und ich greife auch zur Waffe, damit ich mein Überleben sichern will. Das heißt, nichts leichter wie das, kann es dort zu dem einen oder anderen kleinen oder größeren Scharmützel dann kommen [...]" (Henry, 63).

„Die nähere Zukunft sehe ich nicht gut. Wir, das habe ich schon gesagt, sind nicht am Ende der Fahnenstange angekommen [...] Jetzt ist auch ein großes Problem [...] das Flüchtlingsproblem natürlich, die Migrationsbewegung. Die lässt sich nicht

aufhalten. Denn wenn jemand nichts zu fressen hat, wenn er mit dem Tod bedroht ist, weil er im Kriegsgebiet wohnt, dann muss er weg. Also, dies wird sich nicht aufhalten lassen“ (Tom, 179).

„Aber wenn man so Bilder sieht, von der Marschsäule, die da vom Süden nach Norden zieht, das ist ja ein archaisches Bild, so, wie der Auszug der Israeliten, ja, also denken sie sich: Jetzt kommen sie wirklich. Das schreckt mich ab, weil man glaubt dann: Ja, ist dies weg, was ich habe. Und dann diese ganzen Ängste und Unsicherheiten“ (Ralf, 315–317).

Ralf spricht die unbewusste Wirkung der Bilder von Flüchtlingsströmen an, die im Jahr 2016 durch Europa zogen und assoziativ negativ konnotiert sind.

Von den traditionellen Politikern scheint man keine Hilfe zu erwarten. Hier teilen sich die Ansichten der Interviewten, sie reichen von einer Angst vor einem Rechtsruck bis hin zum Wunsch, dass Parallelinstitutionen dort die Sicherheit gewährleisten sollen (Henry, 63), wo staatliche Institutionen versagen. In manchen Fällen macht sich auch ein resignativer Zustand breit, der auf der Verzahnung der Politik mit dem Kapital basiert.

„Ich bin persönlich auch pessimistisch. [...] ich sehe keine Lösung [...] der Euro-Krise, glaube ich. Sehe besorgt den nächsten Wahlen entgegen. Glaube, also in Italien, [...] also diese Rechten stärker werden, Marine Le Pen in Frankreich“ (Brigitta, 83).

„Donald Trump wird es nicht schaffen, [...] die Arbeitslosigkeit, die in Österreich auch ansteigt, [...] und die Politiker [...], weil das Kapital so viel Macht hat, [...] die sind so ein bisschen an die Grenzen gestoßen, weil die wirklich Mächtigen, die können ganze Länder verändern“ (Brigitta, 83).

„Die Euro-Skepsis ist schon sehr groß. Also [...], da warten wir fast alle auf irgendeinen Knall, dass da jetzt was passiert mit der Kommission. Also [...] mit der Europäischen Union. [...] also im Finanzsektor, in Österreich bin ich auch sehr pessimistisch“ (Brigitta, 85).

„[...] da wird man sehr, sehr viel machen müssen [...] Es wird [...] eine Antwort auf [...] die Polizei geben müssen, die quasi das [...] exekutiert, was jetzt zum Beispiel die Regierung verabschiedet“ (Henry, 63).

Manche der Interviewten machen die wirtschaftlichen Interessen der Waffenhersteller hinter der fehlenden Krisenbewältigung auf staatlicher Ebene aus.

„Also, man will [...] den Krieg aufrechterhalten, damit die Leute [...] die Waffen verkaufen. Also, es sind gegenseitig [...] und die Politik alleine kann das nicht mehr lösen, weil eben die Wirtschaft so [...] so dominant ist. Und ich sehe also (Husten) eigentlich in den nächsten Jahren keine gute Zukunft“ (Tom, 179).

„Man will natürlich Waffen verkaufen, man will [...] die Gesellschaft neu ordnen, also muss ich zuerst einmal dort eine enorme Unordnung hineinbringen“ (Henry, 63).

Dem Staat wird von Rubin eine Einschränkung des Unternehmertums attestiert, weil die traditionellen institutionellen Strukturen blockierend wirken. Er sieht eine mögliche Veränderung nur in einer Liberalisierung.

„Ich bin nicht sehr hoffnungsfroh, dass sich da so viel/wenn man so Leuten zuhört, wissen Sie, diesen Sprachrohren von beiden Kammern, Gewerkschaften, [...] man klammert sich fest an den alten Strukturen. Und das vernichtet Arbeitsplätze, davon bin ich felsenfest überzeugt. Und das Einzige, was sie schafft, sind neue Parkwächter und neue Arbeitsinspektoren und [...] das sind Pflaster, das sind [...] keine nachhaltigen Impulse [...] für die Schaffung von wirklichen Arbeitsplätzen“ (Rubin, 175–181).

„Deutschland ist wirklich das beste Beispiel, es kann niemand sagen, dass Deutschland kein Sozialstaat ist [...], aber es ist dort möglich gewesen, sowohl [...] den Arbeitsmarkt [...] soweit zu befreien, dass er [...] den neuen Gegebenheiten angepasst [...] werden kann“ (Rubin, 185).

Die Skepsis in Bezug auf die staatlichen Strukturen, die erlebte Hilflosigkeit und Angst scheinen bevorzugt die „Grundannahme von Kampf oder Flucht“¹⁴⁴ zu aktivieren. Bob konstatiert:

„Überall ist ein Rückzug“ (Bob, 40).

Die Rückbesinnung auf die Solidarität mit anderen, wie sie Tom zur Sprache bringt, könnte, würde sie von mehr Menschen realisiert, zu einem Erstarren der Zivilstrukturen führen.

„Und so lang auf der einen Seite die Solidarität in Europa [...] so ausschaut, dass man nur die Vorteile nützen kann, aber die Flüchtlinge auch nicht verteilt werden können [...]“ (Tom, 179).

Der Vertrauensverlust in die Handlungsfähigkeit der Politik im herkömmlichen Sinn lässt das Individuum in seinem Krisenmanagement alleine.

„[...] warum eigentlich die Bequemlichkeit der Leute so ausgeprägt ist. Weil jedem ist es bewusst, dass es so nicht weitergehen kann, und keiner tut was“ (Henry, 73).

„Also, man muss wirklich schon am Abend sagen können, hab ich irgendetwas für die Gesellschaft getan, das wertvoll war? [...] weil ich glaube, dass man die Politik nicht ändern kann. Man kann die Menschen nicht ändern. Man kann eigentlich nur Beispiel geben“ (Tom, 189).

„[...] in Bhutan wird das Bruttonationalglück gemessen, oder? Aber bis die ganze Welt dort hinkommt, das wird dauern“ (Bob, 45).

144 Vergleiche dazu die Ausführungen in Kapitel 8.2.12.

Die Aussagen in den Interviews spiegeln wider, wie sehr die wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation als Ausdruck einer krisenhaften Entwicklung erlebt wird, in der die Zukunft als bedrohlich erscheint, in der Begrenzung, Unsicherheit und Gewalt als mögliche zukünftige Bestimmungsfaktoren gesehen werden, wobei Letztere sich gegen Fremde, aber auch gegen einzelne Gruppen innerhalb der Gesellschaft wenden kann.

8.2.10 *Änderungswünsche und Strategien*

Auf die Frage, was sich global und lokal im Sinne einer besseren Krisenbewältigung ändern müsste, haben meine Interviewpartner angesichts der Problemlage zum Teil mit Überraschung, Humor und Überforderung reagiert.

„Das sind alles Fragen an den lieben Gott, so wie Leute an den allwissenden Kommentator. Woher soll man das wissen? Niemand weiß das, ja. Da hat man bestenfalls irgendwelche Meinungen dazu [...]“ (Ralf, 251).

„[...] also, ich fühle mich überfragt [...] Ich bin ja nicht der Weltregulator. Ich habe mir diese Fragen noch nicht so gestellt, um da eine ordentliche Antwort zu geben“ (Ralf, 252–253).

„(Durchatmend) (...) (lacht) Da müsste ich der Wunderwuzzi sein. Was müsste sich ändern, lokal und global“ (Josef, 165)?

„Phu, wie lange haben Sie denn Zeit (lachend)“ (Lea, 135)?

„Na ja, also ich bin natürlich kein Hellseher und auch kein (lachend), das kann ich jetzt sehr schwer beantworten [...]“ (Henry, 51).

Die Fähigkeit, auf diese Frage antworten zu können, wird mit gottähnlichen Eigenschaften assoziiert; dabei erscheinen mir die Vorschläge meiner Interviewpartner recht konkret. Im Folgenden werden die Ergebnisse nach Bereichen zusammengefasst, auf die sich die Änderungsvorschläge beziehen. Wie man gut erkennen und nachvollziehen kann, gibt es einen Zusammenhang zu den im Kapitel 8.2.8 dargestellten Problemfeldern. Überschneidungen in den Zuordnungen lassen sich teilweise nicht vermeiden.

8.2.10.1 *Politik*

Im politischen Bereich richten sich die Veränderungswünsche auf einen Ausgleich zwischen Interessen auf nationaler und internationaler Ebene. Solidarisches Handeln, generationen- und länderübergreifend, und gemeinsames Gestalten im engeren, das heißt lokalen, aber auch supranationalen Sinn wird favorisiert. Von einem Interviewpartner wird auch die Möglichkeit der Einführung eines Grundeinkommens zur Sprache gebracht.

„Na ja, global müsste man mehr an einem Strang ziehen. So sind ja die Länderinteressen Ziel [...] als Erstes. Jeder versucht, aus einer Krise am besten herauszukommen. Und versucht es dann, [...] für sich am besten abzusichern“ (Josef, 165).

„Also, global es besser zu machen, kann nur sein, verstärkte Zusammenarbeit. Aber das geht ja nur so weit, so lange ich meine eigenen Stärken nicht schwäche“ (Josef, 165).

„Und Europa [...] steckt in meinen Augen auch in der Krise, letztlich. Ich meine, [...] es muss auch ein bisschen einen Aufschwung geben in den südlichen Ländern, letztlich“ (Brigitta, 85.)

„Dann geht es um Solidarität [...] mit jenen, die ja wirklich benachteiligt sind [...]“ (Bob, 111).

„[...] aber der ganze Süden hat [...] Griechenland [hat] 50 Prozent Arbeitslose. Jetzt Spanien, Italien, Frankreich [haben] auch eine hohe Arbeitslosigkeit. Also, diese Arbeitslosigkeit ist ein Riesenproblem, wobei man eher schauen muss, [...] vielleicht auch die Ausbildungen verbessern mehr Richtung Programmieren, Digitalisieren, dass die jungen Menschen noch eine Hoffnung haben. Und wir sind nicht nur Geld und Kapital, sondern das sind viele ältere Menschen, dann [...] junge Menschen, die auch [ein] Recht auf einen Job haben, auf eine Ausbildung und auf eine Pension“ (Brigitta, 79).

„Ja, auf alle Fälle würde ich mal schauen, dass jeder Staat genauso wie jeder Haushalt nicht immer nur auf Schulden leben kann“ (Melissa, 107).

„[...] das zahlen unsere Enkel oder die nächsten Generationen [...] und das nehme ich auch an, dass jetzt irgendwann einmal ein Schuldenschnitt kommt. Weil wir alle die Schuld nicht mehr bewältigen können“ (Melissa, 107).

„Aber ich denke mir: Eines ist sicher, glaube ich: Wenn es so [et]was gäbe wie ein Grundeinkommen, und die Leute dann nur mehr ein paar hundert Euro dazuverdienen müssten, um über die Runden zu kommen, dann würde sich auf jeden Fall das Verhältnis abkoppeln [...] Es würde für Leute, die nicht in der Leistungsgesellschaft sein wollen, die Möglichkeit bestehen, dass sie sich in Nischen einrichten und ein paar Hundert Euro dazuverdienen [...] und so gut über die Runden kommen. Wenn da fünf Leute sich zusammentun und gemeinsam eine Wohnung mieten, wie eine WG, eine gemeinsame Ökonomie haben, können sie mit den fünf Grundeinkommen schon sehr weit kommen, und so weiter und so fort“ (Ralf, 255).

„Das würde ich für klug finden“ (Ralf, 257).

„Und dann noch einen kleinen Betrieb gründen, was auch immer, [...] was man glaubt, was man kann, und das Gefühl hat: Das würden auch andere wollen. [...] so hat der Kapitalismus begonnen“ (Ralf, 257–259).

Wie man an den obigen Beispielen erkennen kann, wird von der Politik ein sozialer Ausgleich erwartet und eine Reduktion der Schulden gewünscht. Daneben sind vorausschauendes und verantwortungsbewusstes Handeln, Sparsamkeit und Verwaltungsvereinfachungen weitere Forderungen, die gestellt werden. Dies ist sicher ein Spezifikum der Berufsgruppe der Unternehmer und ihrer Berater.

„Und [dass] die [Politiker] nicht nur auf ihre Amtszeit schauen, sondern vielleicht auch einmal *denken, was [...] danach ist und was das für Folgen hat, ja?*“ (Lea, 163)

„Es müsste [...] erstens einmal die Politik mutiger sein. Sie müsste schneller sein [...] [Sie] wird jetzt getrieben von der Wirtschaft. Die reagieren nur mehr, aber sie können nicht mehr agieren“ (Tom, 136–139).

„[...] ich kann nicht mehr ausgeben, als [...] ich verdiene. Das wird auch für die Politik gelten“ (Melissa, 125).

„(Seufzen) [...] wie gesagt [...] alle diese Dinge gehören rausgeschmissen. [...] wer braucht neun Gewerbeordnungen und neun [...] Bauordnungen [...] in einem kleinen Land, wo alles sowieso (..) von der EU bestimmt ist“ (Rubin, 169).

„Aber man könnte mit der Politik schon sehr viel eingreifen [...] Ich meine, wir haben ja nicht mal [ein] Doppelbesteuerungsabkommen mit Deutschland [...]“ (Melissa, 139).

„Die Verwaltung vereinfachen“ (Melissa, 120–121).

„Wir haben kein Einnahmenproblem. Die haben ein Umverteilungsproblem und ein Ausgabenproblem. [...] wenn unsere Verwaltung nur um zehn Prozent an den Kosten reduzieren würde und [man] das der Bildung [...] zukommen lassen würde, hätte ich schon weniger Krisen in den nächsten Jahren. Denn Bildung ist das Um und Auf. Und ich kann keine Zwei-Klassen-Gesellschaft und ich kann keine Parallelgesellschaft dulden“ (Melissa, 131–133).

8.2.10.2 Kommunikation

Der Kommunikation und der Beurteilung der Informationsquellen wird eine wesentliche Rolle dabei zugeschrieben, krisenvorbeugend zu wirken. Dies betrifft kleine Einheiten wie Familien oder Unternehmen, aber auch die Information durch die Medien. Im ersten Beispiel verweist ein Interviewpartner auf den Wunsch nach sogenannten guten Nachrichten, die die Wirtschaft ankurbeln könnten, was im Widerspruch zu anderen Meinungen steht.

„[...] was nötig ist, um [...] das zu überwinden, [...] wären gute Nachrichten [...], dann wird investiert, dann gibt es mehr Arbeitsplätze, dann [...] wird [...] sowohl investiert als auch konsumiert, und das ist das, was die Wirtschaft dann wieder in Schwung bringt“ (Rubin, 109).

„Wenn man es halbwegs effizient gestalten möchte, müsste man auch sehr viel auf [...] Kommunikation und Information [...] setzen. [...] weil wenn jemand [...] Dinge versteht, die nicht gut laufen, [...] kann man ihn wahrscheinlich leichter davon überzeugen, [...] die zu ändern, wenn es auch einen Aufwand bedeutet“ (Anselm, 229).

„[...] auch [...] die Qualität von Informationsquellen gehört irgendwie transparent gemacht“ (Anselm, 269).

„Und vielleicht, was auch ganz gut wäre, was [...] jetzt auch nicht so funktioniert, ist, [...] dass die Informationsquellen, die teilweise Unsinn gebracht haben, dass man die [...] irgendwie aus dem Informationsgebersystem rausnimmt“ (Anselm, 273).

„[...] zwei Mal im Jahr haben wir eine Lounge, [...] wo mein Mann seinen Initiativvortrag hält und wo dann auch immer einer der Klienten als Interviewpartner eingeladen wird zu einem bestimmten Thema [...] Und da werden schon immer Dinge angesprochen, die teilweise auch ans Eingemachte gehen. Eben, dass [...] es oft keine Wertschätzung gibt, [...] schwierig ist, Personal zu finden oder andere Kunden zu finden, so Dinge. Und dann tauschen die sich untereinander aus und das bringt schon viel. Einfach, damit sie sehen, sie sind nicht alleine auf der weiten Welt. Es sitzen ganz viele im selben Boot [...]“ (Lea, 87).

„Und ich glaube, dass, wenn man offen darüber redet, über jede Krise, dann sind es nicht wirklich Krisen oder [...] [sie sind] einfacher zu bewältigen“ (Melissa, 91).

8.2.10.3 Wirtschaft

Im Bereich der Wirtschaft ist ein Wertewandel im Hinblick auf Risikoabschätzung und Nachhaltigkeit als Folge der Krise, speziell bei einem Interviewpartner, zu erkennen. Seine Einschätzung ist von Interesse, da er als Turnaroundmanager mit Unternehmen, die in Krisen geraten sind, arbeitet. Seine Beobachtungen und seine Arbeitsweise stehen in Widerspruch zu seiner Meinung von der Selbstregulation des Marktes.

„[...] ich glaube, dass man einfach der Wirtschaft mehr oder weniger freien Lauf lassen muss, so regelt es sich von selbst. Der Eingriff hätte nichts bewirkt und wird wahrscheinlich auch nichts bewirken; von [...] staatlicher oder wie immer Seite“ (Gerald, 177).

„[...] [die Krise] hat sich insofern ausgewirkt, aus meiner Sicht, dass die gesamte Wertschöpfungskette mehr bedacht darauf ist, effizient zu agieren und die gesamte Organisation effizient auf die Beine zu stellen und mehr auf ein entsprechendes Riskmanagement zu achten, in jeglicher Hinsicht“ (Gerald, 21).

„Also diese Kollegialität, [...] [die] Handschlag-Qualität, ist aus meiner Sicht dadurch nicht besser geworden, sondern man ist vorsichtiger geworden, was einfach auch vielleicht durch ein[en] Hauch mehr Misstrauen gekennzeichnet ist“ (Gerald, 55).

„[...] ein behutsames Ändern der täglichen Arbeitsabläufe“ (Gerald, 41).

„Also [eine] auf Nachhaltigkeit ausgerichtete Arbeitsweise hat nicht jeder“ (Gerald, 47).

„[Das] ist [...] der etwas langsamere Weg zum Erfolg, aber wahrscheinlich [...] der nachhaltigere“ (Gerald, 47–49).

„Bodenständigkeit, Bescheidenheit“ (Gerald, 183).

„Bescheidenheit einmal predigen“ (Bob, 111).

„[...] sondern im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung und [...] [in dem] Bewusstsein, dass auch [et]was schiefgehen kann. Und dass nicht alles bis zum Optimum ausgereizt werden MUSS und sollte. Und auch das Zufriedensein mal mit dem Erreichten [...]“ (Gerald, 183).

Henry sieht in der Förderung von regionalen Zusammenschlüssen im Bereich der Wirtschaft, dem Schaffen von Regionalwährungen und in innovativen Lösungen

eine Möglichkeit, Globalisierungstendenzen, die mit mangelndem Einfluss einhergehen, zu begrenzen. Regionalität wird mit einem Wertewandel in einem positiven Sinn verbunden.

„[...] die wirtschaftliche Situation verändert sich nämlich rasend schnell, deswegen ist auch die Innovation und die Kreation ein wichtiges Thema [...]“ (Henry, 9).

„[...] die Unterstützung [der] Regionalität [...] im Wirtschaftsbereich [und] auch im sozialpolitischen Bereich. Ich glaube nicht an eine EU-Regierung“ (Henry, 51).

„Die Geldmenge selber, [...] die Zirkulation kann man mit Regionalwährungen natürlich auch gewissermaßen aufheben oder zumindest [...] etwas lindern [...] und [...] [da] gibt es ja auch schon europaweit weit über 100 Regionalwährungen [...] und das hat also zur Folge, dass dort der Leistungsaustausch leichter erfolgt [...]“ (Henry, 17).

„[Der] Chiemgauer ist [...] die Regionalwährung und das sind circa 170 Unternehmen, die [...] gesagt haben, wir akzeptieren jetzt unseren Chiemgauer als [...] Gutschein für eine Leistung. Und einen Gutschein kann man tauschen. Und [...] der Umsatz war 2013, [...] wenn ich mich recht erinnern kann, um die dreieinhalb Millionen Euro im Gegenwert. Und das ist natürlich auch eine gewisse Aussicht, wenn man das wollte, sich von der Finanzkrise auch zu lösen [...]“ (Henry, 19).

„Und deswegen glaube ich, [...] müssen wir uns [...] von den Geldwerten und von dem ganzen Finanzsystem, das so ist, verabschieden, damit eben Werte wie Wahrheit und Ehrlichkeit und Gerechtigkeit in den Mittelpunkt des unternehmerischen Tuns kommen [...]“ (Henry, 31).

8.2.10.4 Frauen und Bildung

Ein Interviewpartner sieht das Problem der Krise unter anderem als geschlechtsspezifisch an und ortet daher ein Veränderungspotenzial im vermehrten Engagement von Frauen als Teil einer anderen „Kultur“.

„Darum denke ich auch, ja, wir bräuchten viel mehr Frauen in dem Ganzen [...], die verantwortungsbewusst sind“ (Bob, 107).

„[...] ich meine nicht Frauen, die sich völlig assimiliert haben [...] in diesem männlichen Umfeld, das ist uninteressant [...]“ (Bob, 109).

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Interviewpartnerinnen im Vergleich zu den Männern vermehrt auf Bildung und Ausbildung als Krisenprophylaxe setzen. Dazu gehört auch eine Reform des Schulsystems. Eine von ihnen sieht in der handwerklichen Ausbildung den sprichwörtlichen „goldenen Boden“.

„Also, Bildung ist das Nächste, um eine Krise einzudämmen. Weil nur dumme Leute und ungebildete Leute fallen noch viel mehr rein und zahlen noch viel mehr drauf [...]“ (Melissa, 107).

„[...] da muss nicht jeder einen Hochschulabschluss haben, aber für das Leben gebildet sein. Sie lernen heute in der Schule nicht einmal einen Erlagschein ausfüllen

oder irgendwas, sie lernen nichts in der Schule fürs Leben. [...] im Prinzip ist unser Schulsystem wie im Mittelalter. Das gehört reformiert“ (Melissa, 109).

„Das Geld würde ich für Bildung durchstellen [...]“ (Melissa, 125).

„Ich glaube, ich würde eine neue Art Schule machen [...]“ (Lea, 155).

„Und ich würde versuchen, [...] Lehrlinge wirklich anständig auszubilden [...]“ (Lea, 155).

„[...] um zu sehen, was sie schaffen können, mit ihren Händen. [...] dadurch entsteht auch eine [...] andere Wertschätzung und dadurch kriegt die Wirtschaft wieder einen Sockel [...]“ (Lea, 155).

„Ich würde Schulsysteme einmal reformieren, glaube ich, und Ausbildungsstätten, Universitäten, dann in die Forschung recht viel [Geld] stecken“ (Brigitta, 89).

„[...] der Bildungs- und Forschungsbereich [...], dem würde ich jede Unterstützung geben. Stipendien für amerikanische Universitäten [...]“ (Brigitta, 95).

8.2.10.5 Banken

Gesetze und Regeln für die Banken und deren Exekution sollen, so eine häufig geteilte Meinung, Entwicklungen verhindern, die zur letzten Finanzkrise geführt haben. Wie im Bereich anderer Unternehmen scheinen Langfristigkeit und Verantwortlichkeit als einander bedingende Faktoren auch gewünschte (moralische) Kategorien zu sein, die Entscheidungen und Jobbesetzungen begleiten sollen.

„[...] ein anständiges Finanzgesetz, was zumindest schon für Europa gilt“ (Melissa, 139).

„[...] Entscheidungen [...] zu treffen, die [...] nicht nur kurzfristig wirken, sondern langfristig [...] Dass [...] Verträge mit Vorständen zum [...] Teil auch nur auf drei Jahre sind, nicht. Die sind natürlich schon mit der Kurzfristigkeit [...] konfrontiert. Die müssen Ergebnisse zeigen und das ist natürlich auch nicht immer das Beste für das Unternehmen“ (Josef 169).

„Und man müsste Regeln schaffen, die eben genau so einer schnellen Fortpflanzung von Problemen Einhalt gebieten und Dinge in geordnete Bahnen bringen; dass man eben in der Krise nicht überrascht ist und dann keine Mittel hat“ (Anselm, 209).

„Vorausschauend handeln, vorausschauend Regeln definieren“ (Anselm, 211).

„Da gehört ein Gesetz gemacht. [...] eine Rücklagenverordnung. Also, Basel II oder Solvency“ (Anselm, 247).

„Das heißt, da müssten diese Regeln halt überarbeitet und durchgesetzt werden“ (Anselm, 249).

„Da gehören auch [...] Limits dazu [...] Es gibt ja solche. Aber die sind [...] bei weitem nicht vollständig genug“ (Anselm, 251–253).

„Aber ich habe immerhin über hundert Leute, die ich betreue [...] Ich habe keine einzige Privatinsolvenz [...] Wir machen [...] einen Finanzplan immer am Anfang des Jahres. Was kommt an Belastung [...] Und das wird pausenlos kontrolliert. Ohne Kontrolle funktioniert es nicht. Dann schlittert man in die Krise. Große und kleine Betriebe“ (Melissa, 13).

Ein aktives Eingreifen der Politik soll die Möglichkeit zur Spekulation begrenzen und damit auch Schaden von der Volkswirtschaft fernhalten bzw. die Ungleichheit der Besteuerung von Arbeit begrenzen.

„[...] bei irgendwelchen Aktienverkäufen könnte man einfach sagen: Schön, und da kann man wetten auf irgendwas. Aber mehr als einen Faktor hundert darf man nicht wetten. [...] man muss sich eben überlegen: Was könnte passieren? Was könnt' man dagegen tun? Und man muss das auch irgendwo durchsetzen. Dafür auch dann die Ressourcen aufstellen können“ (Anselm, 219).

„Da wird wieder [ein] Bonus in Millionenhöhe ausbezahlt, es wird spekuliert, denken Sie an die Währung, Bitcoin, die es ja gar nicht gibt, ja, an die ganzen Krisen mit dem Internet, wo die Leute abgezockt werden in dem Bereich. Also, das kann nicht gut gehen. Und wenn die Politik nicht dagegen [ein]schreitet, wirklich mit Strenge, mit strengen Regeln und Gesetzen [...]“ (Melissa, 53).

„[...] durch Finanzgesetze könnte man viel eindämmen. Ja? Weil es kann nicht so sein, und das war eine Zeit so, und das war auch ein Umstand der Krise, dass man im Kapitalbereich mehr verdient hat, wenn man Kapital angelegt hat, wie wenn ich gearbeitet habe“ (Melissa, 105).

„Also, da würde ich mir wünschen, dass die Politik schon mehr eingreift, um einer nächsten Krise entgegenzusteuern. Wenn ich mir anschau, was hat der Ackermann verdient und was hat er mit der Deutschen Bank aufgeführt [...] Ich bin der Meinung, dass die Leute wirklich ein gutes Geld verdienen sollen, die auch wirklich gut arbeiten. Arbeit soll belohnt werden und wenn einer wirklich hinter seinem Unternehmen steht und was Gutes herausholt, aber mit sozialem Hintergrund immer, nicht Ausbeutung, dann soll er dafür sein gutes Geld kriegen, aber wenn ein Banker, der nur auf dem Papier [...] die Millionen hin und her transferiert, warum der so viel Bonus kriegen soll, die ganzen Investmentfondsmanager“ (Melissa, 137).

„Und es [...] werden Milliarden in den Sand gesetzt. [...] weil eben auch spekuliert wird auf vieles, auch dass ein Land kaputt geht und dergleichen mehr, also, es müsste die Ethik sich ändern. [...] wenn [...] jeder einzelne Mensch sich Gedanken machen würde, was kann er mit einer Entscheidung eben Schlechtes machen, [...] dann wäre schon viel einmal gewonnen. Das ist ein Ausgangspunkt. Das ist zwar ein Tropfen auf den heißen Stein, und es müssten viele das machen, aber ich glaube, das ist so die Quintessenz; auch zum Beispiel, dass die Banken Boni bezahlen [...] an die Leute, die eben solche Gewinne machen, nämlich virtuelle Gewinne [...]“ (Tom, 145).

Manche der Interviewpartner hegen Zweifel, ob durch eine vermehrte Kontrolle der Banken Krisen aus der Welt geschafft werden können. Dies ist von Interesse, da es einerseits die Frage der Effizienz von Kontrolle aufwirft, auf die ich in der Ergebnisdiskussion in Kapitel 9 eingehen werde, andererseits ein Geschäftsmodell von Banken, welches auf Risiko aufbaut, an sich infrage stellt.

„Und die Frage ist [...], wenn man jetzt [...] vieles kontrolliert, [...] ob man damit, sage ich einmal, die Banken besser unter Kontrolle hat“ (Josef, 89).

„Das Ost-Risiko. Der IWF hat uns auch immer wieder aufmerksam gemacht, dass da Österreich ein sehr hohes Risiko hat. Und in der guten Zeit, [...] wir werden Bilanzen aufblähen, vergrößern und Goldgräberstimmung in dem Osten. Das Geschäft kommt von dort, was die Bank-Manager teilweise auch jetzt noch sagen, weil dort können sie Rendite machen, dort verdienen sie [et]was an einem Kredit, da ist ein Zins [...] Bei uns ist ja nichts da, kein Zins [...] Aber du musst dann ein Risiko [...] im Osten eingehen. Aber letztlich ist es doch eine Unsicherheit, die dort herrscht. Und Russland zum Beispiel, [die] Ukraine. Wir sind auch stark in der Türkei mit der XXX. Und dort sind Umwälzungen, [eine] politisch schwierige Situation [...] Die Banken wissen, dass da ein Risiko da ist [...] Also sie wissen noch nicht, wo man Geld verdienen kann, und die Kosten sind ja auch relativ hoch auch für Bank-Manager“ (Brigitta, 33).

Die Folgen einer Risikominimierung haben Auswirkungen auf die Beschäftigungssituation im Bankenbereich. Mitarbeiter wissen, wie schwierig solche Maßnahmen in Unternehmen umzusetzen sind, und plädieren dafür, wie im folgenden Beispiel, diese durch externe Firmen durchführen zu lassen.

„Also, wenn ich das machen würde, ich würde das wirklich ganz offen, ganz offen machen. [...] wir müssen soundso viele Kosten [...] reduzieren. Und wir müssen auch einen Schnitt bei den Personalkosten machen“ (Josef, 177).

„[...] ohne das wird es nicht gehen. Und das wird aber oftmals [...] nicht gemacht. Und einer der Gründe [...] sind wirklich die Seilschaften, die es im Unternehmen gibt. [...] ich würde mir einen Externen holen, ja. Der das von A bis Z macht, weil sich einfach ein Externer viel, viel leichter tut [...], einmal die konkreten Maßnahmen auf den Tisch zu legen [...] Und sie dann [...] entsprechend auch umzusetzen. Einer, der das Unternehmen nicht kennt, der die Leute nicht kennt, [...] tut sich um einiges leichter“ (Josef, 177).

„Man muss natürlich diese Leute, die genau in die falsche Richtung arbeiten, [...] ihrer Position entheben. [...] es klingt ein bisschen diktatorisch, aber ich glaube auch, dass es in diese Richtung gehen müsste [...]“ (Henry, 51).

8.2.10.6 Individuelle Strategien

Im Bereich der individuellen Strategien fallen Sprachbilder auf, die das Unmögliche oder Paradoxe in Situationen der äußersten Gefahr veranschaulichen und auf diese Weise einer Selbsteinschätzung Ausdruck verleihen, keinen wirklichen Einfluss zu haben. Einem Interviewpartner fallen statt eines Traumes oder eines Witzes die folgenden Beispiele ein.

„[...] Vielleicht eher das Bild, dass sich jemand selber an den Haaren aus dem Sumpf [...] zieht, das ist eher, was mir in so einem Fall einfällt“ (Anselm, 173).

„[...] die Geschichte ist so, dass da [...] ein Frosch in ein Milchgefäß [...] fällt [...] und [...] mit der Zeit droht zu ertrinken. Und wenn er dann aufgibt, dann ertrinkt er auch wirklich. Und wenn er fest strampelt, dann wird der Rahm fest und dann kann

er sich [...] irgendwie [...] springend wieder nach oben bewegen [...]“ (Anselm, 179).

„Was müsste der [Held] können? [...] besonnen sein. Nicht überreagieren. [...] eben vielleicht auch nicht zu sehr eskalieren. Erfahrung haben. Vielleicht auch noch [eine] gewisse Ausstrahlung. [...] man ist ja in einem Umfeld unterwegs, wo man dann [...] den Leuten eben auch mental aus dem [he]raushelfen muss, aus irgend-einer Krise“ (Anselm, 140–145).

Die weiteren Beispiele schwanken zwischen individualistischen Lösungen von Selbstversorgung, auch im narzisstischen Sinn, und Verantwortlichkeit, die in Form des Modelllernens vom Einzelnen auf die Gruppe übertragen werden sollte. Der Rückzug und die Rückbesinnung des Individuums auf sich selbst kann sowohl als Selbstbemächtigung als auch als Ohnmacht und Resignation gedeutet werden, wobei das Gefühl der Bemächtigung ebenso eine Abwehrbewegung sein kann.

„Aber von einer Wirtschaftskrise an sich kann ich nichts sagen. Und ich, da bin ich [...] irgendwie ein bisschen garstig, weil ich sage, jeder ist seines eigenen Glückes Schmied und wenn [...] die eingefahrene Schiene nicht funktioniert, dann muss man sich [...] etwas anderes überlegen. Also, deshalb sind wir ja Unternehmer“ (Lea, 13).

„[...] ich habe heuer begonnen, Hochbeete in meinen Garten zu stellen, um meine Gemüseversorgung zu verbessern. Weil ich denke mir, es wird nicht so einfach werden. [...] das gibt mir [eine] gewisse Beruhigung.“ (Tom, 210)

„[...] ich glaube, dass man die Politik nicht ändern kann. Man kann die Menschen nicht ändern. Man kann eigentlich nur Beispiel geben“ (Tom, 189).

„Und so hat jeder die Verantwortung für sich und vielleicht die Verantwortung für [...] andere auch. Und wenn sich das fortpflanzt in die Politik, [...] dann wird es einfach realer und man kriegt dann einen Bezug dazu, wie es gehen KÖNNTE“ (Lea, 137).

„Man sollte sich diesen Freiraum schaffen, dass man [...] sich die Zeit für sich selbst nimmt und [sich] ein paar schöne Dinge [...] gönnt und sei es nur Entspannung. [...] dass [...] ein Tag seine Grenzen hat und [...] nicht immer dieses fließende und permanente Beschäftigen mit dem Job“ (Gerald, 95).

Zuletzt soll Tom zu Wort kommen, der die kulturellen Aspekte von Krise und Neubeginn beleuchtet.¹⁴⁵ Er ist auch derjenige, der als Einziger, möglicherweise

145 Sennett (2000) sieht im Scheitern das „große moderne Tabu. [...] Das Scheitern ist nicht länger nur eine Aussicht der sehr Armen und Unterprivilegierten; es ist zu einem häufigen Phänomen im Leben auch der Mittelschicht geworden. [...] Betriebsverschlankungen und Umstrukturierungen setzen die Mittelschicht plötzlichen Katastrophen aus, die im früheren Kapitalismus sehr viel stärker auf die Arbeiterklasse begrenzt waren“ (Sennett, 2000, S. 159 f.).

berufsbedingt, der Kunst aufgrund der ihr inhärenten Möglichkeiten einen großen Stellenwert zuschreibt.

„[...] der [in Österreich] in Konkurs geht, der ist tot. Gesellschaftlich, der kriegt bei der Bank nichts mehr. Und in Amerika ist es ganz anders, [...] diese Kunst des Scheiterns, die kennt man bei uns gar nicht, weil sie einfach auch gesellschaftlich nicht akzeptiert wird. Und das ist auch so ein Grund, dass jeder Angst hat, hier zu scheitern“ (Tom, 149).

„Ein Feld, in dem auch die Seele etwas kriegt, Nahrung kriegt. Und ich möchte einen bekannten Spruch zitieren, von Picasso: Kunst bläst den Staub von der Seele“ (Tom, 31).

8.2.11 Sprachliche Bilder

Sprachliche Bilder, zu denen die Metapher¹⁴⁶, der Vergleich und die bildhafte Ausdrucksweise gezählt werden können (vgl. Braak, 1972, S. 34), verweisen auf Konzeptionen und Prozessvorstellungen von Ereignissen¹⁴⁷, die dem Bewusstsein nicht zugänglich sind. Sie werden während des Sprechens ständig produziert und können, wie Buchholz vorschlägt, am ehesten einem „operationalen Unbewussten“¹⁴⁸ zugeordnet werden. Buchholz sieht das Spezifikum der Metapher darin, dass diese etwas ausdrückt, „was offenbar nicht anders gesagt werden kann“ (Buchholz, 2003, S. 30).

„Die [...] Metaphern bieten dabei wegen ihrer komplexitätsreduzierenden Funktion an, das Neue und Unfaßbare, das zu Große und anders nicht Beschreibbare durch Assimilation an bekannte Strukturen begreifbar zu machen“ (Buchholz, 2003, S. 30).

146 Unter einer Metapher versteht man die „übertragene Bedeutung“ eines Wortes, nach der es nicht im ‚eigentlichen‘ Sinn gebraucht wird“ (vgl. Braak, 1972, S. 30).

147 Buchholz postuliert, „daß die Metapher eine kognitive Strategie ist, mit der wir uns Bereiche erschließen, über die wir sonst nichts sagen könnten; die Metapher formuliert solche Zielbereiche und weist doch ständig über sich hinaus. Diese kognitive Generalstrategie wird als metaphorische Projektion bezeichnet [...]“ (Buchholz, 2003, S. 42).

148 „Operationale Unbewusstheit markiert jene binären Zentren, die einen Diskurs generieren. Viele unserer Diskurse sind beispielsweise von den binären Schemata wie ‚Natur – Kultur‘, ‚Subjekt – Objekt‘ etc. hervorgebracht. [...] Wer [...] am Diskurs teilhat, gewinnt Identität – um den Preis, daß er mit einem blinden Fleck operieren muß. Der Kern der Identität ist für sich selbst blind, er kann nur von einer anderen Identität aus, die mit anderen Differenzen beobachtet, beobachtet werden. Die Teilnahme an operational unbewusst generierten Diskursen ermöglicht jedoch erst kollektive Geschichte und sichert Verständigungsmöglichkeiten“ (Buchholz, 2003, S. 45 f.).

Wesentlich ist, dass der „Quell- oder Ursprungsbereich“, dem Metaphern zugeordnet werden, „immer unterkomplex“ ist (Buchholz, 2003, S. 29). Assoziiert man etwa die Finanzkrise mit einer Lawinenbewegung, ist der Ursprungsbereich die Natur. Gleichzeitig evoziert dieses Bild im Zuhörer einen bestimmten Ablauf und eine Wirkung. Andere Aspekte der Krise werden dabei verständlicherweise nicht ausgeleuchtet. Wie man sich vorstellen kann, werden über die sprachlichen Bilder auch Lösungsvorstellungen generiert oder verdeckt.

Die im Folgenden angeführten Beispiele sind eine Zusammenstellung der sprachlichen Bilder, die meine Interviewpartner in Bezug auf die Krise und die Krisensubjekte verwendet haben. Kommt es zu Überschneidungen der Bereiche, werden sie nur einem davon zugeordnet.

Die folgenden zwei Beispiele stammen aus dem Bereich der Wirtschaft und stellen personifizierte Darstellungen von Vermögens- oder Produktakkumulation in unterschiedlichen Graden dar und legen nahe, dass Waren oder Kapital die Individualität durch- oder ersetzen.

Bob beschreibt die Klienten, mit denen er zu tun hatte, als „High-net-worth-Individuals“ (Bob, 18). Der Begriff „net-worth“ steht für Nettovermögen und bezeichnet vermögende Privatpersonen.

*„Bei den Neuzugängen merkt man, dass die Schnäppchenmentalität so Einzug hält.“
(Lea, 15)*

Wie man anhand der folgenden Beispiele erkennen kann, beziehen sich die sprachlichen Bilder in Zusammenhang mit der Krise sehr häufig auf den Bereich der Technik. Dabei stellen Geschwindigkeit, Temperaturanstieg und Kontrollverlust durch Beschleunigung oder die Verleugnung der eigenen Grenzen eine große Rolle. Häufig werden Anleihen bei physikalischen Vorgängen genommen, denen gesetzmäßige Abläufe zugeschrieben werden, oder es werden Bilder präsentiert, die auf den Zusammenbruch von Gebäuden, die die menschliche Hybris verkörpern, rekurren. Vielfach stellen diese Vorgänge eine Gefahr dar. Auffällig ist die technisierte Sprache, die menschliches Handeln beschreibt und nahelegt, dass der Mensch maschinenähnlich reagiert, wie man gleich im ersten Beispiel sehen kann.

„[...] wenn man auf Dauer nicht in einem Eskalationsmodus [...] erfolgreich sein kann. Ja? Weil man ja viel mehr Ressourcen verbraucht in einem Eskalationsmodus als in einem Standardmodus. Und man hat nicht dauerhaft eine Ressourcenüberlastungsmöglichkeit“ (Anselm, 39).

„[...] nicht [...] draufloszupreschen, wie es wahrscheinlich vor der Krise war, dann irgendwo anzuprallen, dann radikale Gegenmaßnahmen zu setzen, die auch in vieler[lei] Hinsicht natürlich Kündigungen [...] oder radikaler Schrumpfungsprozess bedeuten und dann wieder mit Vollgas weiterzupreschen“ (Gerald, 43).

„[...] man muss nicht immer im rasanten Tempo unterwegs sein, [...] man kann sich auch [...], ich sage mal, schon bedächtig und ständig weiterentwickeln, innovativer in jeder Hinsicht zu werden. Aber Bodenständigkeit oder ich sage mal, [...] nicht ganz [...] [den] Bezug zur Realität zu verlieren, ist sicher hilfreich“ (Gerald, 187).

„Ich beschäftige mich viel auch mit Innovationen, also richtig disruptiven Innovationen und Technologien und ich denke, da wird es da nochmal massive Sprünge diesbezüglich geben. Und damit [wird] Altbewährtes wieder umgekrempelt werden und [...] noch schwieriger werden. Ich glaube, dass es einfach noch schnelllebiger wird, die Gesellschaft und, ähm, dass man sich noch weniger auf [...] Stabilität oder gar Absicherung der Zukunft, weder private noch berufliche, sich verlassen wird können“ (Gerald, 197).

„Und irgendwann hält dieses Luftschloss nicht mehr, bricht zusammen“ (Lea, 133).

„Also dieses ‚Wir sind alle die Master of the Universe‘. Man hat da ein bisschen die Bodenhaftung verloren“ (Brigitta, 75).

„[...] ich meine, diese ganzen Optionsgeschäfte und Swap-Geschäfte, ist ja alles nur mehr derivativ, alles derivativ, abgeleitet, ja. Und konstruiert bis dorthinaus. Wahrscheinlich wie der Turmbau zu Babel [...]“ (Bob, 86).

„[...] wie in einer Kettenreaktion, wie wenn ein Dominoeffekt [...]“ (Josef, 159).

„[...] eine Krise geht halt immer auch einher mit der Stimmung. Ja, vorher war eine Stimmung, wirklich eine total positive Stimmung und alle [...] Und irgendwann schlägt es dann halt einfach um, ja, und dann schwappt, das Pendel schlägt aus (klatscht), auf die andere Seite, ja“ (Josef, 159).

„Also, eine Ursache, die ja weit kommuniziert ist, ob das wirklich so ist, ich bin jetzt kein Wifo-Forscher oder so, steckt eben in dieser Überhitzung von Investitionen. Also, sprich, dass man in Dinge investiert, in einer Art Kettensystem, das dann halt zusammenklappt, wenn irgendwo dann [...] ein Stäbchen wegfällt und nichts mehr nachkommt“ (Anselm, 183).

„Und im Prinzip ist es so eine Art Schneeball-, eigentlich, Effekt [...] und die Wirtschaft ist ja wirklich [...] schnellballmäßig [...] aufgebaut. In dem Moment, wo jemand Geld hat, kann er wieder mehr kaufen“ (Anselm, 183).

„Und wenn ein einzelnes Element wegbricht, dann [...] pflanzt sich das ja schnell fort. [...] mit der gleichen Kaskade, mit dem gleichen Schneeball. Und irgendwann bricht mal [et]was weg. Das kann ein Zufall sein. Einer sagt einfach, er will nicht. Das braucht nur sehr wenig sein. [...] [ein] kleines Element, was [...] dann durch diesen Multiplikator sich halt überallhin fortpflanzt“ (Anselm 183).

„Und ich glaube, [...] dass es immer wieder irgendeine Art Pendelbewegung sein wird“ (Anselm, 187).

„[...] beim Thema Finanzkrise muss man sagen, dass diese Multiplikatoren halt auch immer stärker werden. Das heißt, das Pendel schlägt dann halt auch immer stärker aus“ (Anselm, 193).

„Und wenn dann einer, ein Player kurz einknickt, oder die anderen glauben, dass er einknickt, dann kann das sehr leicht zu einem sogenannten Dominoeffekt führen. Und das ist das Problem“ (Ralf, 227–231).

Die sprachlichen Bilder aus dem Bereich der Natur sind gespalten: sie verweisen einerseits auf Gefahr, Kontrollverlust und Ausweglosigkeit, andererseits auf

Reinheit, Leben und Wachstum in harmonischer Weise. Bei Letzteren erscheint die Natur als Zufluchtsort und Lehrmeisterin. Die Gegensätze Groß und Klein haben eine wertende Qualität.

„[...] das ist wie eine Lawinenbewegung [...]“ (Bob, 34).

„[...] eine Konkurrenz aus dem Niederlassungsbereich quasi den Markt sofort überflutet“ (Henry, 29).

„[...] diese Finanzkrise 2008, die dürfte ins Eingemachte gegangen sein, schon an die Substanz“ (Bob, 44).

„Oder, keine Ahnung, der Frosch, der in der Milch schwimmt, dass dann Butter wird, dass er rauskommt. Solche Sachen“ (Anselm, 175).

„Kein Licht am Horizont“ (Brigitta, 13).

„[...] unkontrolliertes Wachstum, [...] unstrukturierte Expansion“ (Gerald, 23).

„[die] Familie selber ist im Prinzip die Zelle, [...] aus der das Leben entsteht [...]“ (Henry, 37).

„Und es gibt Bestrebungen, dass da eine Weltregierung [...] oder eine Welt, [...] wo alle, alle Rassen gemischt werden [...]“ (Henry, 39).

„Aber was uns immer [...] eine Lösung bringt, ist, wenn man [...] die Natur anschaut. Die [...] Natur bringt auch nicht irgendwelche Einzeller heraus, die [...] Kolosse sind, [...] aber sie haben viele kleine unterschiedliche Einheiten, die miteinander in Harmonie und sich gegenseitig ergänzen und DAS ist [...] das ist das Leben auf der Erde. Und wenn wir mehr die Natur auf unser Wirtschaften [...], also umlegen würden, dann hätten wir vielleicht einen Ansatz, um Lösungen auch zu kreieren [...] und auch reinigend [...] zu wirken und auch vor allem reinigend zu wirken“ (Henry, 51).

„[...] ich glaube einfach, dass kleinere Einheiten leichter zu kontrollieren und zu entwickeln sind. [...] in meinem Körper habe ich auch nicht eine Monsterzelle oder fünf Monsterzellen, die irgendwie herumwabbeln, sondern viele, viele kleine Einheiten“ (Henry, 51).

„Also, ich glaube, dass man sich entfalten muss [...], bei der Natur kennt man das auch. Die Blume entfaltet sich, der Baum wächst, der entfaltet sich [...], wir sind Teil der Natur, also muss ich mich auch entfalten. Deswegen ist es [...] essenziell, psychologisch, solche Werte zu manifestieren, damit der Mensch sich entfalten kann. Das heißt natürlich auch glücklich sein“ (Henry, 53).

„[...] wo kommen die Zinsen her? Weiß ich nicht, wächst das, gibt es einen Zinsbaum? Nein, es gibt keinen Zinsbaum, keinen Geldbaum, deswegen weiß ich nicht, wo die Zinsen herkommen. Und die Zinsenzinsen noch schlimmer, nicht [...] Alles, was anorganisch ist, wächst nicht. Der Teppich wächst nicht, es wächst nicht der Tisch und warum soll das Geld wachsen? Versteht ja keiner. Kann er nicht“ (Henry, 69).

Die sprachlichen Bilder aus dem Bereich des menschlichen Körpers und des Psychischen suggerieren ebenfalls Abläufe, die bereits aus der Bahn geraten sind oder zu geraten drohen. Wachstum und Ausdehnung werden zu realen Gefahrenquellen.

- „[...] mal eine Variante, die nicht sofort zum Kollaps führen wird“ (Gerald, 185).
 „Und auch das Zufriedensein [...] mit dem Erreichten, [...] aber dieses ständige Streben nach Größerwerden. [...] vielleicht auch einmal vornehmen, einfach [...], besser zu werden [...], sich zu optimieren, ohne viel größer zu werden“ (Gerald, 183).
 „Die Verwaltung, die aufgeblähte Verwaltung, die bringt uns um“ (Melissa, 123).
 „Regulierungswut“ (Brigitta, 27).
 „Hunger ist ein guter Lehrmeister“ (Tom, 208).

Jene sprachlichen Bilder, die dem Bereich des Sozialen zugeordnet werden können, signalisieren Spaltungen in der Gesellschaft und unüberbrückbare Gegensätze, die Ausweglosigkeit und Vorstellungen von gewaltsamen Auseinandersetzungen suggerieren.

- „Es gibt Verlierer. Aber es gibt auch Gewinner, in jeder Krise“ (Tom, 35).
 „Wir sitzen im Boot drinnen, wir haben keine Chance, uns da irgendwo zu wehren“ (Melissa, 11).
 „Ich glaube, dass es drum sozusagen ein sehr starker Kampf werden wird, auf allen Ebenen“ (Gerald, 195).
 „Das ist deswegen fahrlässig, weil es UNSER Volk schädigt und unsere WIRTSCHAFT schädigt“ (Henry, 45).

Mit dem „Quell- oder Ursprungsbereich“ von Lage- und Ortsbeschreibungen werden Gefahrenquellen beschrieben (Brigitta, 28–29), die, unabhängig von der gegenwärtigen Einschätzung, auf historisch und transgenerational verankerte Ängste verweisen. Auch hier sind Ausweglosigkeit und Kontrollverlust den Bildern inhärent.

- „Das Ost-Exposure oder das Ost-Risiko“ (Brigitta, 28–29).
 „[...] die Bilder von den Marschsäulen, die Angst, [...] aber ich weiß, [...] dass ich als Kind einen Begriff gehabt habe, ‚die gelbe Gefahr‘. Weißt du, irgendwann einmal, da gibt es Milliarden Chinesen, da schaust du aus dem Fenster, da sind alles Chinesen [...] ja, bis die Chinesen nach Wien kommen, habe ich mir gedacht, das wird noch dauern. Aber wenn man so Bilder sieht, von der Marschsäule, die da vom Süden nach Norden zieht, das ist ja ein archaisches Bild, so wie der Auszug der Israeliten, ja, also denken Sie sich: Jetzt kommen sie wirklich. Das schreckt mich ab, weil man glaubt dann: Ja, [jetzt] ist dies weg, was ich habe. Und dann diese ganzen Ängste und Unsicherheiten“ (Ralf, 317).
 „Ja, wenn man so Bilder sieht, [...] von vielen, vielen Menschen, die ziehen vom Süden nach Norden. Ja, wo sollen die bleiben? Und so. Das macht sicher vielen Leuten Angst. Und das sieht man ja am politischen Geschehen“ (Ralf, 321).
 „Da fühlt man sich auf der Verliererstraße, hat Angst vielleicht um die Kinder und wählt dann in der Verzweiflung einen Donald Trump, eine Marine Le Pen oder den (unv.) [...]“ (Brigitta, 71).
 „Und dann weiß man schon nicht mehr, wo der sichere Hafen ist“ (Ralf, 357).

„Also, ich sehe, das hat begonnen mit der Finanzkrise. Da sind einfach da Dinge aus dem Ruder gelaufen, und bis heute nicht gelöst. Und ich denke, wir sind noch lange nicht am Ende der Fahnenstange angekommen“ (Tom, 51).

8.2.12 Träume

„[...] der Albtraum ist eher Realität und kein Traum“ (Henry).

Die Frage „Können Sie mir einen Traum erzählen, den Sie mit Krise in Verbindung bringen?“ hat die meisten Interviewpartner überrascht. Nur ganz wenige konnten sich auf Träume, die Krisen begleitet haben, beziehen.

So berichtete Bob vom unerwarteten Tod seines Vaters bei einer Operation, der sich in nächtlichen Bildern niedergeschlagen hat. Er beschreibt, wie er den Vater noch voller Zuversicht mit der Mutter gesehen und ein paar Stunden später die Todesmeldung bekommen hat.

„[...] das geht einem dann sehr lang durch den Kopf in der Nacht. Aber wie gesagt, das ist für mich dieses private Schicksal“ (Bob, 73–74). „[...] und vor allem die Bilder hat man im Kopf.“ „Ja, die realen Bilder. Die gehen auch nicht raus [...]“ (Bob, 75–76).

„[...] das hat jetzt mit der allgemeinen Krise nichts zu tun [...] Ja, ich meine, das kommt immer wieder, ja. (..) Das ist auch belastend [...]“ (Bob, 76–80).

Auch Melissa fallen Träume zu persönlichen Krisen ein, die sich um das Wohlergehen der nächsten Familienmitglieder drehen, einen konkreten Traum erzählt sie nicht.

„Nicht finanziell, also, Träume mit Krisen schon, aber die haben dann immer eigentlich private Natur, das, weil mein Mann Leukämie hat, ja, also, das ist eher in dem Bereich, [...] die Tochter lebt in London, geht es ihr gut? Ja? Also, solche Sachen, aber finanzielle, ich muss ganz ehrlich sagen, ich habe noch nie finanziell wirklich ein großes Problem gehabt“ (Melissa, 83).

Anselm gehört zu jenen, die sich an gar keinen Traum erinnern können.

„Also, ehrlich gesagt: Nein. Ah, [ich] wüsste jetzt gar nicht, was ich in letzter Zeit so geträumt habe, jetzt wirklich im Sinne von Traum. Ja. Pf, habe ich jetzt da keine Traumerinnerungen“ (Anselm, 132–135).

Er spricht jedoch offen über seine Tagträume.

„[...] das sind jetzt vielleicht auch so einfach Visionen, Vorstellungen, Tagträume oder so. Ah, dass man sagt: Okay, wenn es irgendwelche Probleme gibt, Krisen [...], wäre ich ganz gern ein Hero“ (Anselm, 137).

I: „Was müsste der [Hero] können?“

„Was müsste der können? (...) Äh, besonnen sein. Nicht überreagieren. Ahm, eben vielleicht auch nicht zu sehr eskalieren. Erfahrung haben. (...) Vielleicht auch noch gewisse Ausstrahlung. Ja? [...] man ist ja in einem Umfeld unterwegs, wo man [...] den Leuten eben auch mental aus dem raus helfen muss [...] aus irgendeiner Krise“ (Anselm, 140–146).

Die Attribute dieses Heros verweisen einerseits auf Handlungsstrategien und Persönlichkeitseigenschaften, die im Sinne einer Krisenbewältigung als zielführend angesehen werden, andererseits auch auf die Wünsche des Interviewten.

In den „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens“ (S. Freud, 1911b) beschreibt Freud die Herausbildung des Realitätsprinzips. Ein Teil der Denktätigkeit wird dabei jedoch abgespalten und bleibt allein dem Lustprinzip unterworfen: das Phantasieren, das später zum Tagtraum wird. Diese Entwicklung vollzieht sich an den Ichtrieben, nicht jedoch an den Sexualtrieben, die zunächst autoerotisch sind und daher nicht in Konflikt mit der Realität geraten, Letztere bleiben daher dem Lustprinzip unterworfen und gehen eine enge Beziehung mit der Phantasie ein.

Im Aufsatz „Der Dichter und das Phantasieren“ (S. Freud, 1908e) stellt Freud einen Bezug zwischen dem Spiel des Kindes, das ihm Lust bereitet, und den späteren Tagträumen her, die das Spiel ablösen:

„Aber wer das Seelenleben des Menschen kennt, der weiß, daß ihm kaum etwas anderes so schwer wird wie der Verzicht auf einmal gekannte Lust. [...] was ein Verzicht zu sein scheint, ist in Wirklichkeit eine Ersatz- oder Surrogatbildung“ (S. Freud, 1908e, S. 172).

Die Phantasien werden zu einer Quelle der Lust in einer unbefriedigenden Realität. „Man darf sagen, der Glückliche phantasiert nie, nur der Unbefriedigte“ (S. Freud, 1908e, S. 173). Während bei Frauen eher erotische Wünsche die Tagträume motivieren, sind es bei Männern neben diesen egoistische und ehrgeizige (vgl. S. Freud, 1908e, S. 174, S. 174). So könnte man den Wunsch Anselms, ein Held zu sein, verstehen. Dabei ist zu beachten, dass die Phantasiebildung auf gegenwärtige Wünsche – auch des Kollektivs, wie ich zeigen werde –, zurückgreift und sich mit einem Wunsch aus der Zeit der frühen Kindheit verbindet. Mit dem Tagtraum wird die Erfüllung des Wunsches in die Zukunft verlegt (vgl. S. Freud, 1908e, S. 174).

Anselm antwortet mit seinem Tagtraum auch auf die Rettungserwartungen seiner Klienten.

I: „Spüren Sie da manchmal [...] Rettungserwartungen [...] an Sie, wenn Sie [...] in einem Projekt tätig sind?“

„Da ist ja eigentlich sogar der Auftrag, das ist gar nicht die Erwartung. Dass sie einfach sagen: Ja, super. Und was haben Sie schon alles gemacht? Und [...] können Sie das noch, und das noch, und das noch [...]“ (Anselm, 146–163).

Nach Bion entstehen in Gruppen Grundannahmen, die als Abwehrfunktionen gegen bestimmte Gefahren zu verstehen sind und das Handeln, die Interaktionen, Ziele und Emotionen der Mitglieder bestimmen. Die Prozesse, die ablaufen, sind unbewusst und ähneln jenen der frühen Kindheit. Bion unterscheidet drei Grundannahmen (basic assumptions): Abhängigkeit, Kampf und Flucht und Paarbildung. Die Phantasien, die die Grundannahme der Abhängigkeit begleiten, konzentrieren sich auf einen gottähnlichen Führer, von dem die Lösung aller Konflikte erwartet wird (vgl. Bion, 2001, S. 54 ff.).

Im Beispiel von Anselm könnte man den Wunsch, ein Hero zu sein, auch im Hinblick auf die Realisierung der Grundannahme der Abhängigkeit interpretieren.

Lea träumt ihrer Meinung nach nicht, weil sie sich sämtliche Lebensträume verwirklicht hat.

Josef kann sich an keinen konkreten Traum erinnern, jedoch an die wiederkehrende Thematik, etwas als erledigt zu betrachten und dann wieder von Neuem beginnen zu müssen: die Wiederkehr des Gleichen, wie man sie als Strafe aus dem antiken Mythos kennt.

„Was ich schon immer wieder gehabt habe, war, dass man, dass man gewisse Dinge, also sehr, sehr viele Dinge macht, ja, im Traum [...] und [...] kaum hat man geglaubt, man hat sie erledigt, fängt man wieder von Neuem da vorne an“ (Josef, 229).

Brigitta leidet im Traum unter der Beurteilung durch einen Vorgesetzten, wobei ihr allein die Fehler für eine gemeinsam getätigte Arbeit zugeschrieben werden.

Unabhängig von der persönlichen Geschichte der Träumer lässt sich in diesem Zusammenhang die Frage nach einer Schuldabwehr im Dienst von Hierarchien stellen.

„Ich habe irgendwie geträumt, dass ich mit (.) einem Bank-Manager einen Text korrigieren muss, (...) und der macht mich fertig, glaube ich. Und ich leide so. Und der findet tausend Fehler. So [...] Wir haben gemeinsam das geschrieben und der hat [gesagt], da ist wieder ein Fehler, und da ist wieder ein Fehler, sodass man dauernd einer Beurteilung unterliegt und (.) dauernd bewertet wird. Das war jetzt ein Traum, wo ich erleichtert war, dass ich wieder aufgewacht bin“ (Brigitta, 57).

Tom, der von sich behauptet, ganz selten zu träumen, erinnert sich an einen Traum, der ihm in einer persönlichen Krise eine Richtung zeigt hat:

„Mein Vater war bereits 17 Jahre tot. Und [...] ich habe [...] mich mit meinem Bruder getroffen, es war ein Familienbetrieb. Wir waren beide [...] Eigentümer. Und ich habe dann gesagt, ich möchte da raus. Äh, ich such dir einen Partner. Wenn du das machst, kannst du die Firma alleine übernehmen. Ich will auch kein Geld, weil ich wusste, dass Geld nicht [...], außer was ich am Kapitalkonto habe, sonst geht

ein Familienbetrieb dabei kaputt. Und er hat gesagt: Ja, also, du warst ohnehin immer für mich schwierig als Finanzchef. Weil du immer mir gesagt hast, wir haben zu wenig Eigenkapital für neue Investitionen, und ich mach das. Und wir haben uns abgesprochen. Ich bin dann zu meiner Mutter gegangen, und meine Mutter hat dann gesagt, der ich das erzählt habe: Das kannst du doch nicht machen. Du bist der älteste Sohn [...] Dein Vater würde sich im Grab umdrehen. Und ich [...] bin ziemlich enttäuscht weggegangen. Und genau in dieser Nacht, ich hatte vorher 17 Jahre nichts von ihm geträumt, ist er mir im Traum erschienen und hat gesagt: Spring! Und ich habe das am nächsten Tag meiner Mutter erzählt, und sie hat gesagt, ja genau, das hätte er gesagt“ (Tom, 99).

Tom hat danach nie mehr von seinem Vater geträumt.

Das ist der einzige Traum, in dem die Krise sich nicht als etwas dramatisch Existenzielles, Mühsames, sondern als Chance für eine Veränderung erweist. Hier ist der Sprung eine Metapher für eine neue Zukunft, nicht wie bei so vielen ein Sprung in den Tod.

Ralf und Rubin können sich nicht an Träume erinnern; Gerald meint, dass seine Träume mit der Arbeit zu tun haben, in ihnen jedoch mehr die „vielen kleinen Schwierigkeiten“ (Gerald, 113) als die großen Probleme eine Rolle spielen. Möglicherweise spricht er damit auf den Mechanismus der Verschiebung auf ein Kleinstes an.

Henry antwortet auf die Frage nach einem Traum so:

„Erstens träume ich schon jahrelang nichts mehr. Ich schlafe höchstens schlecht [...] Aber [...] der Traum, das wäre ein Alptraum und [...] der Alptraum ist eher Realität und kein Traum“ (Henry, 41).

„Weil erstens will ich mit der Krise mich nicht verbinden, [...] man blendet das ja auch aus. [...] weil ja die Medien, also diese Massenmedien, diese Angst in unser Bewusstsein gesetzt haben und durch diese ANGST das erst entstanden ist“ (Henry, 45).

Henry spricht damit klar die Angst an, die entsteht, wenn verdrängte Inhalte ins Bewusstsein dringen würden.

In seiner Arbeit „Hemmung, Symptom und Angst“ (S. Freud, 1926d) verwirft Freud seine erste Angsttheorie und stellt ein neues Modell zum Verständnis der Angst vor. Die Angst ist demnach nicht Folge, sondern *Ursache* der Verdrängung. Die Angst wird zu einem Signal für äußere oder innere Gefahren. Die Stätte der Angst ist das Ich, das zwischen Triebansprüchen und Ansprüchen der Außenwelt zu vermitteln versucht. Das Angstsignal hat die Aufgabe, auf bedrohliche Situationen aufmerksam zu machen. Ziel des Ichs ist es, sich mithilfe des Angstsignals vor Überflutung durch Reize, wie sie für eine traumatische Situation typisch sind, zu schützen.

Die mediale Berichterstattung wird bei Henry zu einer Gefahrenquelle, weil sie Ängste verstärken kann.

Erna, die das Interview aus Angst, erkannt zu werden, zurückgezogen hat, sagte, sie träume nie, weil sie sich wenigstens im Schlaf nicht mit Krisen beschäftigen wolle.

Der Traum hat unterschiedliche Funktionen. Neben der Wunscherfüllung, die auch für den Tagtraum spezifisch ist, ist die Verarbeitung von emotionalen Erfahrungen wohl eine wesentliche davon.

8.2.13 Witze

„Der Traum ist ein vollkommen asoziales seelisches Produkt [...] Der Witz dagegen ist die sozialste aller auf Lustgewinn zielenden seelischen Leistungen“ (S. Freud, 1905c, S. 167).

Die Lust des Witzes entsteht nach Freud aus erspartem Hemmungsaufwand: Müssen innere oder äußere Hemmungen nicht mehr aufrechterhalten werden, so wird diese Energie frei und führt zu Lustgewinn.

Was dem tendenziösen Witz – in den Gattungen des obszönen oder entblößenden, des aggressiven, zynischen, skeptischen Witzes (vgl. S. Freud, 1905c, S. 109 f.) – gelingt, ist, den Verdrängungswiderstand zu umgehen, Hemmungen zu beseitigen und eine Triebbefriedigung – sei sie den sexuellen oder aggressiven Tendenzen geschuldet – zu ermöglichen (vgl. S. Freud, 1905c, S. 96). Warum das von so großer Bedeutung ist, hat mit der Entwicklung des Menschen zum kulturellen Subjekt zu tun. Die Kultur erfordert eine große Anpassungsleistung:

„Durch die Verdrängungsarbeit der Kultur gehen primäre, jetzt aber von der Zensur in uns verworfene Genussmöglichkeiten verloren. Der Psyche des Menschen wird aber alles Verzichten so schwer, und so finden wir, dass der tendenziöse Witz ein Mittel abgibt, den Verzicht rückgängig zu machen, das Verlorene wiederzugewinnen“ (S. Freud, 1905c, S. 96).

Freud vergleicht die durch den Witz entstandene Lust mit einer Stimmung der Kindheit, „in der wir das Komische nicht kannten, des Witzes nicht fähig waren und den Humor nicht brauchten, um uns im Leben glücklich zu fühlen“ (S. Freud, 1905c, S. 219).

Wie Freud ausführt, ist der Witz ein soziales Produkt. Er ist immer an einen anderen gerichtet. Der Witz braucht eine andere Person, die bezeugt, ob der Witz gelungen ist, und die über den Witz auch lacht. „Jeder Witz verlangt so sein eigenes Publikum, und über die gleichen Witze zu lachen ist ein Beweis psychischer Übereinstimmung“ (S. Freud, 1905c, S. 142).

Mich interessierte, inwiefern die interviewten Personen sich des Witzes bedienen können, um dem sozialen und persönlichen Unbewussten Ausdruck zu verleihen. Die meisten reagierten auf die Frage, ob sie mir einen Witz erzählen

können, den sie mit Krise in Verbindung bringen, überrascht. Dies kann einerseits damit zu tun haben, dass diese Frage die Erwartungshaltung an ein Interview zur Finanzkrise konterkarierte und so die Abwehr verstärkt wurde. Andererseits kann es mit der Herkunft des Witzes aus dem Unbewussten zu tun haben, die sich unter anderem dadurch nachweisen lässt, dass er dem Gedächtnis oft nicht zur Verfügung steht, wenn wir nach ihm suchen (vgl. S. Freud, 1905c, S. 157).

So konnten mir nur die wenigsten Interviewpartner einen Witz erzählen. Sie begründeten dies mit fehlendem Interesse, geringer Merkfähigkeit oder der spezifischen Thematik wie im Beispiel von Ralf.

„Ein Witz? Pah, ich interessiere mich nicht wahnsinnig für Witze. Und ich wüsste jetzt nicht einen konkreten. Ab und zu gibt es ganz gute Witze, aber ich merke [...] [sie] mir nicht“ (Bob, 81).

„Gibt es schon welche, aber ich merke mir keine. Leider. Es gäbe einige. Einer war sogar in der Ärztezeitung [...] Es gibt genug, aber ich merke sie mir einfach nicht. Ich bin da zu nüchtern“ (Melissa, 92–93).

„Ah, [ich] bin auch kein begnadeter Witzeerzähler. Die habe ich nicht so [...]“ (Anselm, 173).

„Ich habe Witze gehört, aber ich kann sie nicht wiedergeben. Die perlen bei mir ab [...] Ich lache im Moment, aber meistens sind sie nicht wert, dass man sie länger behält“ (Tom, 122–125).

„[...] Leider nein. Die Witze, die ich kenne [...] Da ist nichts mit Krise [...] Das [...] ist nichts Spaßiges. Wissen Sie einen?“ (Ralf, 210–211)

Freud führt verschiedene Techniken der Witzbildung an: die Verdichtung mit Mischwortbildung oder Modifikation, die Verwendung des gleichen Materials und den Doppelsinn. Letzteren findet man, ohne das hier genauer ausführen zu können, etwa bei einem Namen und seiner Sachbedeutung, weiters bei der metaphorischen und der sachlichen Bedeutung eines Wortes, bei einer Zweideutigkeit oder einem Doppelsinn mit Anspielung (vgl. S. Freud, 1905c, S. 42). Diese Merkmale sind auch aus der Traumarbeit bekannt.

Leas Witz arbeitet mit dem Doppelsinn eines Wortes und thematisiert das Geschlechterverhältnis in ihrer Berufsgruppe, was sie in den nachfolgenden Bemerkungen anhand ihrer Erfahrungen genauer beschreibt und ironisiert.

„[...] also, wir werden ja liebevoll genannt, die Erbsenzähler, und dementsprechend schlecht sind unsere Witze. Und dann gibt es eine Veröffentlichung vom Bundesministerium von Finanzen, wo halt diverse Blüten, die [...] eintrudeln, veröffentlicht werden. (.) Ja, und eine dieser Beschwerden oder eine dieser Anfragen hieß [...], ein Steuerpflichtiger schreibt an den Finanzbeamten, ob er denn seine Frau als außergewöhnliche Belastung geltend machen könnte, ja. Also, kein besonders guter Witz, aber so sind sie nun mal (lachend)“ (Lea, 101).

I: „Ähm, [dass die Witze] auf ein männerdominiertes Feld verweisen?“

„Also DAS ist nach wie vor so, wie ich begonnen habe, [...] an der Wirtschaft mich für diese Spezialgebiete zu entscheiden [...] Unternehmensrechnung und Revision, das war das eine Hauptfach und das zweite Fach war BWL der Industrie, wo es um Kostenrechnung und Kapazitätsplanung [...] ging. Und das war hauptsächlich männlich dominiert. Also wenn da fünf Prozent Frauen oder Studentinnen drinnen gesessen sind, war das viel. Das ist mittlerweile ganz anders“ (Lea, 107).

„Und auch, wie ich begonnen habe, für die Steuerberaterprüfung zu lernen, und das ist ja jetzt mittlerweile auch 15 Jahre her, [...] war es so [...], dass das Verhältnis zwar schon angeglichen [..], aber der Frauenstand immer noch deutlich weniger war“ (Lea, 109).

„[...] also dieses verstaubte Image geht vielleicht ein bisschen weg. Aber nichtsdestotrotz ist es streckenweise in den Seminaren, wenn man dort sitzt, immer noch so, dass man sich denkt, oh Gott, was mache ich da? [...] die Leute stinken, sie schauen grauslich aus. Also, man will eigentlich mit denen nichts zu tun haben, ja“ (Lea, 115).

Brigittas Witz zielt auf die Verursacher der Wirtschaftskrise ab. Auch dieser Witz arbeitet mit dem Doppelsinn der Aussage und der Steigerung und ist ein Beispiel dafür, wie die verbotenen aggressiven Tendenzen freigesetzt werden können.

„Da war irgendwas (...) Es ist gut, dass die Notenbanker irgendwie die Krise lösen müssen, weil die haben eh kein Herz. So ein Witz, aber ich kann den genauen Wortlaut nicht (unv.), aber noch besser sind die Investmentbanker, die haben weder ein Herz noch Hirn oder so [...] So irgendwie, ich müsste das jetzt wieder nachlesen. Das habe ich vor kurzem gelesen“ (Brigitta, 61).

Zwei meiner Interviewpartner konnten mir spontan einen Witz erzählen.

Bei der Person, die den Witz produziert, geschieht nach Freud Folgendes:

„Ein vorbewußter Gedanke wird für einen Moment der unbewußten Bearbeitung überlassen und deren Ergebnis alsbald von der bewußten Wahrnehmung erfasst“ (S. Freud, 1905c, S. 153). „Der Witz hat in ganz hervorragender Weise den Charakter eines ungewollten ‚Einfalls‘“ (S. Freud, 1905c, S. 157).

Die Kürze der Witze, ihre Lust am Wortspiel und am Unsinn verweist auf das Unbewusste (vgl. S. Freud, 1905c, S. 157 f.).

Henry verband in seinem Witz eine vergangene und gegenwärtige Erfahrung und machte sich selbst zum Objekt des Witzes.

„[...] also (lachend), es ist eigentlich kein Witz, aber [...] wie ich jung war, [...] die ersten Freundinnen [...] waren da und wir sind dann ausgegangen und so weiter, und [...] wir haben dementsprechend viel Geld [...] am Wochenende gebraucht [...] und ich kann mich erinnern, es hat eine Zeit gegeben, da [...] bin ich am Freitag auf die Bank gegangen und ich habe nicht gewusst, ob ich noch Geld kriege von der

Bank, weil ich kein Geld auf dem Konto hatte. Heutzutage geht man freitags auf die Bank und weiß nicht, ob die BANK noch Geld hat (lachend)“ (Henry, 47).

Zuletzt soll Rubin mit seinem Witz zu Wort kommen, der die verschiedenen Facetten der Thematik, von Spiellust bis Verlust, erfasst.

„Es gibt [...] einen alten Witz, einen alten jüdischen Witz (...). Moische und Jakob gehen ins Casino (...) und spielen und spielen und spielen die ganze Nacht und (...) Moische verliert [...] verliert alles, verliert [...] sein Hemd, er kommt nackt aus dem Casino, steht nackt bei der Tür. Nach einer Viertelstunde kommt Jakob raus und steht in Unterhosen da, sagt: ‚Na, wie hast du das gemacht?‘ Sagt [Moische] [...] ‚Man muss wissen, wann aufzuhören [ist]‘“ (Rubin, 137).

8.2.14 Abwehrmechanismen

Im Folgenden werden die Abwehrmechanismen, die sich in den Interviews zeigten, in ihrer Funktion und Wirkung beschrieben und durch Beispiele veranschaulicht.

Der Humor gehört zu jenen Abwehrstrategien, die einen Lustgewinn ermöglichen. Aus ökonomischer Sicht entsteht er aus einem ersparten Gefühlsaufwand. Der Zuhörer, der bei jemand anderem eine Affektäußerung erwartet und bereit ist, diese in sich entstehen zu lassen, wird stattdessen mit einem Scherz konfrontiert: „[...] aus dem ersparten Gefühlsaufwand wird nun beim Zuhörer die humoristische Lust“ (S. Freud, 1927d, S. 278).

Im Gegensatz zum Witz schreibt Freud dem Humor etwas „Großartiges und Erhebendes“ zu (vgl. S. Freud, 1927d, S. 278).

„Mit seiner Abwehr der Leidensmöglichkeiten nimmt er einen Platz ein in der großen Reihe jener Methoden, die das menschliche Seelenleben ausgebildet hat, um sich dem Zwang des Leidens zu entziehen, einer Reihe, die mit der Neurose anhebt, im Wahnsinn gipfelt und in die der Rausch, die Selbstversenkung, die Ekstase einbezogen sind“ (S. Freud, 1927d, S. 279).

Das Über-Ich zeigt sich hier nicht als strenge Elterninstanz. Es verkleinert gleichsam wie ein tröstender Elternteil die Unbill der Realität in illusionärer Weise. Freud meint daher in Bezug auf diese Besetzungsverschiebung:

„Wenn es wirklich das Über-Ich ist, das im Humor so liebevoll tröstlich zum eingeschüchternen Ich spricht, so wollen wir daran gemahnt sein, daß wir über das Wesen des Über-Ichs noch allerlei zu lernen haben“ (S. Freud, 1927d, S. 282).

Unschwer kann man am folgenden Beispiel erkennen, wie die Interviewpartnerin die Fragestellung humoristisch deutet.

I: „Was müsste sich denn dann Ihrer Meinung nach, in einem größeren Rahmen, also [...] global, aber auch lokal, im Sinne einer besseren Krisenbewältigung ändern?“

„Phu, wie lange haben Sie denn Zeit (lachend)“ (Lea, 134–135)?

Ein Interviewpartner antwortet mit Humor bzw. Ironie auf die Fluchtphantasien mancher Menschen, die glauben, dem Krisengeschehen entfliehen zu können.

„Ich weiß, ich weiß. Aber das ist ja alles – wo gehen die dann hin? Gehen wir zum Sadhu¹⁴⁹? Ich weiß es nicht (lacht). Das ist nicht ernst zu nehmen.“

I: „Also Sie sagen auch [...]“

„B: Oder auf den Montségur¹⁵⁰? Dort ist es dann besser? Ja, nicht ernst zu nehmen, finde ich“ (Ralf, 434–437).

Zu den häufigsten Abwehrmechanismen, die in den Interviews auftreten, zählen Verdrängung, Projektion und Verleugnung.

8.2.14.1 Verdrängung

Der Verdrängung liegt ein Konflikt zwischen nach Befriedigung strebenden Trieben und einer zu erwartenden Unlust, die damit verbunden ist, zugrunde. Freud schreibt: „Wir erinnern uns, daß Motiv und Absicht der Verdrängung nichts anderes als die Vermeidung von Unlust war“ (S. Freud, 1915d, S. 114). Im folgenden Beispiel wird die ökonomische Dimension der Verdrängung klar ausgesprochen.

Eine Interviewpartnerin – sie ist Steuerberaterin und Wirtschaftsprüferin – meint auf die Frage, warum ihre Klientel, nämlich Unternehmer, sich nicht mit dem Krisengeschehen auseinandersetzt:

„Ich glaube, der [Unternehmertypus] beschäftigt sich nicht damit, dass es eine Krise ist. [...] es würde ja viel zu viel von seiner Energie bündeln“ (Lea, 57).

149 Definition: als Eremit und bettelnder Asket lebender Hindu (<http://www.duden.de/rechtschreibung/Sadhu>, 24.6.2017)

150 „Im Mittelalter existierte ein befestigtes Dorf (castrum) auf der Spitze des Pogs, das während des Albigenserkreuzzugs im 13. Jahrhundert als Refugium für die katharische Gemeinde des Languedoc diente. Das castrum musste sich jedoch nach einer Belagerung am 16. März 1244 einem königlichen Heer ergeben, worauf über 200 Katharer verbrannt wurden. Das castrum wurde danach abgetragen und im späten 13. Jahrhundert durch die heute auf dem Pog zu sehende Burganlage ersetzt. Etwa zeitgleich war am Fuß des Montségur die heutige gleichnamige Ortschaft entstanden“ (<https://de.wikipedia.org/wiki/Monts%C3%A9gur>, 24.6.2017).

Bei den folgenden Beispielen kann man gut erkennen, wie sehr die Gefahren, die mit dem Entstehen des Euroraums verbunden waren, verdrängt wurden. Dies hat zur Folge, dass der Handlungs- und Lösungsspielraum von Individuen, Gruppen und Gesellschaften erheblich eingeschränkt wird. Es zeigt sich auch, wie sehr Krise im Unbewussten mit Negativität verbunden ist, ganz im Gegensatz zur Auffassung, Krise sei auch eine Chance zur Veränderung. Tod, Verlust, Krankheiten werden ihr gleichgesetzt, und diese Assoziationen lösen Angst aus oder verstärken sie, was eine neuerliche Verdrängungsarbeit erfordert.

„Und dass wir so [eine] Freude hatten über den freien Kapitalverkehr, aber die dunkle Seite nicht gesehen haben [...] und man den Überblick verloren hat, wie viel schlechte Kredite da eigentlich im Umlauf sind [...] Das hat man nicht so mitgekriegt. Und auf einmal ist das bewusst geworden und DANN war es aber kein Erfangen mehr von der Situation“ (Brigitta, 41).

„Die Leute feiern lustig weiter, wenn man sich das anschaut alles“ (Bob, 139).

„Das ist auch ein Thema [...], worüber man gar nicht so viel nachdenken will. Das soll lieber verschwinden, aber man will sich da nicht [...] vertiefen“ (Ralf, 425).

I: „Warum nicht?“

„Ja, ist ja unangenehm“ (Ralf, 426–430).

„Es ist, so wie man sich auch nicht dauernd mit dem eigenen Tod [...] Da weiß man auch: Der kommt sicher. Aber ich möchte nicht dran denken: Und wann kriege ich die erste Krankheit [...] und wann werden wir im Rollstuhl sitzen, und so? Kommt eh, aber das brauche ich mir jetzt nicht [...]“ (Ralf, 439).

„Also, so funktioniert ja der Mensch irgendwie. Wenn der da sich überlegen würde, was alles passiert, dann würde er sich sagen, dann bringe ich mich lieber gleich um, und dann habe ich mir viel erspart“ (Ralf, 441).

„Weil erstens will ich [mich] mit der Krise [...] nicht verbinden [...], man blendet das ja auch aus. [...] die Befürchtung und die Ängstlichkeit, oder was immer genau das hervorruft und das muss ich natürlich so dermaßen kritisieren, weil ja die Medien, also diese Massenmedien, diese Angst in unser Bewusstsein gesetzt haben und durch diese ANGST das erst entstanden ist“ (Henry, 45).

8.2.14.2 Verleugnung

Freud hat am Beispiel des Fetischismus beschrieben, wie der Fetischist durch Verleugnung der Realität einen Kompromiss zwischen unterschiedlichen innerpsychischen Ansprüchen herzustellen versucht:

„Einerseits verleugnen sie [die Fetischisten] die Tatsache ihrer Wahrnehmung, daß sie am weiblichen Genitale keinen Penis gesehen haben, andererseits anerkennen sie den Penismangel des Weibes und ziehen aus ihm die richtigen Schlüsse. Die beiden Einstellungen bestehen das ganze Leben hindurch nebeneinander, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen. Das ist, was man eine Ichspaltung nennen darf“ (S. Freud, 1940a, S. 134).

Ichspaltungen kommen nicht nur beim Fetischismus vor. „[...] wo immer wir in die Lage kommen, sie zu studieren, erweisen sie sich als halbe Massregeln [sic!], unvollkommene Versuche zur Ablösung von der Realität“ (S. Freud, 1940a, S. 134).

Wesentlich ist das Nebeneinander einer wunsch- und einer realitätsgerechten Einstellung, wie man sie auch an den folgenden Beispielen erkennen kann. Die Verleugnung erfordert jedoch einen hohen psychischen Aufwand, da die Funktionen des Denkens und der Wahrnehmung angegriffen und eine Realitätsprüfung verhindert werden. Die Verleugnung ist also im Gegensatz zur Verdrängung gegen die Ansprüche der Außenwelt gerichtet.

Ein Interviewpartner sagt auf die Frage, was er mit Krise assoziiert:

„1929 [...] als Erstes gleich. Das ist ja Mediengeschichte. Die Leute springen aus dem Fenster. Die Bilder, die man halt zur Krise hat. Daran sieht man, was wir jetzt für eine Luxuskrisis haben“ (Ralf, 24–27).

„Oder junge Leute, die keine Arbeit finden. Aber wenn man es genau anschaut, sind [...] [sie] nicht die Opfer der Krise. Die Krise hat das Ganze nur verschärft und verdeutlicht, dass es in Spanien und in Südeuropa sehr viele gut ausgebildete Leute gibt, die keine Arbeit bekommen, weil das gesellschaftliche System dort nicht optimal funktioniert. Ja? Das hat mit der Krise nichts tun. Das war vorher auch schon so [...]“ (Ralf, 73).

Auf die Frage, ob sich die Finanzkrise 2008 und die Folgen auf das Arbeitsumfeld ausgewirkt haben, sagt ein Interviewpartner, dessen Klienten aus dem Banken- und Versicherungsbereich kommen, überraschend:

„Also, ehrlich gesagt: Nein, eher nicht. [...] ich bin allerdings in meinem Arbeitsumfeld sehr projektorientiert unterwegs“ (Anselm, 46–47).

„Wie definiert sich die Finanzkrise? Was sind genau die Parameter? Ja [...] das geht irgendwie immer nach Gefühl. [...] das heißt, das Erkennen von Krise anhand von irgendwelchen Parametern wäre schon interessant“ (Anselm, 285).

„Pf (ausatmen), was ist jetzt eine Krise? Ist das ein reiner persönlicher Eindruck“ (Anselm, 289)?

Eine Steuerberaterin antwortet auf die Frage, was ihr zum Begriff Krise einfallt:

„Nichts (lacht) [...] ich könnte nicht sagen, dass [...] in unserer Branche, dass ich das irgendwie gespürt hätte“ (Lea, 10–11).

In der folgenden Ausführung kann man gut erkennen, wie die Wirtschaftskrise als globales Phänomen individualisiert, das heißt, in den Verantwortungsbereich des Einzelnen verschoben wird. Dieser Prozess macht die sozialen und ökonomi-

schen Strukturen unsichtbar und kann als Teil des sozialen Unbewussten angesehen werden.¹⁵¹

„Aber von einer Wirtschaftskrise an sich kann ich nichts sagen. Und [...] da bin ich halt irgendwie ein bisschen garstig, weil ich sage, jeder ist seines eigenen Glückes Schmied und wenn [...] die eingefahrene Schiene nicht funktioniert, dann muss man sich [...] etwas anderes überlegen. Also, deshalb sind wir ja Unternehmer“ (Lea, 13).

8.2.14.3 Verharmlosung und Beschönigung

Umdeutungen der Wirklichkeit kommen auch durch Verharmlosung und Beschönigung zustande. Auf die Frage nach den allgemeinen Zukunftsperspektiven antwortet ein Turnaroundmanager:

„Nicht so rosig, wenn ich es einmal so beginnen darf“ (Gerald 195).

Ein Interviewpartner, der im Bereich Controlling in einer Bank tätig ist, beschreibt, wie er dem Erwartungsdruck nach positiven Meldungen nachgibt. Die selektive Aufmerksamkeit im Hinblick auf positive Meldungen ist eine meist unausgesprochene Übereinkunft, die, sollte sie nicht eingelöst werden, auch eingefordert wird. Man kann an den Reaktionen der Familienmitglieder des Interviewpartners erkennen, dass diese Haltung nur mit Mühe aufrechtzuerhalten ist bzw. der Druck verschoben wird.

„[...] auf den ersten Blick erscheint ja alles schlecht. Aber es wird versucht, ja, wie bei einem Strohalm, [et]was herauszufinden, was positiv ist. Und das wird verkauft. Es wird ja nie in einen Bericht hingeschrieben, wir sind, in Worten jetzt geschrieben, wir sind jetzt da 15 Prozent [...] unter unserem Ziel. Nein, das wird ja nicht gemacht. Es [...] werden die positiven Dinge herausgeklaut und das wird verkauft“ (Josef, 39).

„Ich habe ja das oft so hingeschrieben, aber danach [...] hat mal meine Vorgesetzte gesagt, das kann man so nicht schreiben, ja“ (Josef, 41).

„Und wenn man es schon nicht ganz vermeiden kann, dass man [...] über dieses negative Ding schreibt, muss man sehr sorgsam mit der Wortwahl sein“ (Josef, 42–43).

„Und das belastet [...] das Familienleben. [...] man ist eigentlich relativ unentspannt, ja. [...] zum Teil [kriegt] die Familie ungerechtfertigterweise das Fett ab, nicht. Was die Kinder sagen [...], der Papa [...] schimpft immer gleich, was ist los mit ihm“ (Josef, 121).

151 Siehe dazu Kapitel 4.2.3.

Letztlich führen diese Praktiken dazu, dass Fehler nicht aufgedeckt und falsches Verhalten nicht korrigiert werden kann. Die Beispiele zeigen, wie Verschleiernsstrategien auf unterschiedlichen hierarchischen Ebenen zusammenwirken und ein gemeinsames Verleugnen der Realität stattfindet. Es werden, wie im folgenden Beispiel ersichtlich wird, bei Pressekonferenzen Zahlen präsentiert, die niemand infrage stellt oder die aufgrund mangelnden Wissens der Journalisten auch nicht nachgeprüft werden können.

„Dann werden die Zahlen gebracht, ja, aber wenn man [...] nun weiß, [...] wie die Zahl zustande gekommen ist, dass [...] da vielleicht, weil man Glück gehabt [hat], ein Einmaleffekt drinnen ist, [...] wenn man den NICHT gehabt hätte, würde das ja ganz anders ausschauen [...]“ (Josef, 157).

„[...] wenn ich jetzt Manager bin, [...] sage ich mir eigentlich, ist zwar nett, dass ihr das schreibt, aber was hilft uns das? [...] Also, jeder glaubt, [...] da wird einer mal auf den Putz hauen und sagen, was soll das, ja. Aber das passiert hier in den wenigsten Fällen“ (Josef, 203).

Die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, also für einen realitätsgerechten Blick bestraft zu werden, lässt ahnen, dass es zu einer Verschiebung der Ebene der Fakten auf die Ebene früher Beziehungswünsche kommt. In regressiver Weise werden Strafängste aktiviert, wenn man entgegen den Vorstellungen der Vorgesetzten handelt.

„Der Sinn des Ganzen ist, [...] keiner will der Überbringer der schlechten Nachricht sein“ (Josef, 205).

„[...] er [der Angestellte] versucht, sich persönlich zu verkaufen, so gut es geht, ja. Und hofft, dass er seinen Job weiterhin behält“ (Josef, 207).

„[...] traut sich ja keiner zu sagen [...], von diesen zehn Analysen [...] waren acht umsonst, nicht. Ja, machen Sie das einmal. Sie werden wahrscheinlich nicht rausgeschmissen, aber da wird Ihnen dann durch die Blume gesagt, [...] suchen Sie einen anderen Job [...]“ (Josef, 209).

8.2.14.4 Verneinung

Für Freud ermöglicht „die Schöpfung des Verneinungssymbols dem Denken einen Grad von Unabhängigkeit von den Erfolgen der Verdrängung und somit auch vom Zwang des Lustprinzips“ (S. Freud, 1925h, S. 377). Wie kann man das verstehen? Die Verneinung ermöglicht es, verdrängte Inhalte ins Bewusstsein gelangen zu lassen. Das heißt aber nicht, dass damit die Verdrängung aufgehoben ist, da ja die affektive Komponente davon nicht berührt wird.

Ein Interviewpartner hat das Interview erst nach einer Korrektur seinerseits freigegeben, weil er nicht glauben wollte, dass er so oft „nicht“ bzw. „ne“ gesagt hat. Im Folgenden finden sich noch zwei Beispiele.

„Kein Mensch springt aus dem Fenster. Man kann sich vielleicht manche Sachen nicht mehr so leisten, bei uns“ (Ralf, 27).

„[...] man müsste viel mehr das Selbstbewusstsein stärken, dass das einfach viel unwichtiger wird, welches Auto der Nachbar fährt, welches Fernsehgerät der hat, wo die auf Urlaub waren oder dass die halt Ralph-Lauren-Sachen anhaben oder was weiß der Geier. [...] natürlich hätte man diese Dinge gerne, weil sie einfach schön sind, ja. Aber es macht mein Leben nicht besser, wenn ich sie nicht habe und ich bin deshalb nicht unglücklicher, wenn ich sie nicht habe, ja“ (Lea, 145).

8.2.14.5 Projektion

Dabei handelt es sich um einen Vorgang, bei dem vom Subjekt

„Qualitäten, Gefühle, Wünsche, sogar ‚Objekte‘, die es verkennt oder in sich ablehnt, aus sich ausschließt, und in dem Anderen, Person oder Sache, lokalisiert. Es handelt sich um eine Abwehr sehr archaischen Ursprungs, die man besonders bei der Paranoia am Werk findet, aber auch in ‚normalen‘ Denkformen wie dem Aberglauben“ (Laplanche & Pontalis, 1989, S. 400).

Im Jahr 2016, als die Interviews geführt wurden, kamen viele Kriegsflüchtlinge nach Europa. Das spiegelt sich auch in den Ängsten wider, die auf die Fremden und Flüchtlinge projiziert werden.

„Es wird gekämpft um den Besitzstand. Die, die etwas haben, werden etwas abgeben müssen. Darum ist jeder Fremde, der hier hereinkommt, zu viel, weil der könnte mir etwas wegnehmen“ (Bob, 119).

„Aber wenn man so Bilder sieht, von der Marschsäule, die da vom Süden nach Norden zieht, das ist ja ein archaisches Bild, so, wie der Auszug der Israeliten, ja, also denken sie sich: Jetzt kommen sie wirklich. Das schreckt mich ab, weil man glaubt dann: Ja, ist dies weg, was ich habe. Und dann diese ganzen Ängste und Unsicherheiten“ (Ralf, 315–317).

Die Verschwörungstheorien stellen ebenso eine projektive Verarbeitung von Ängsten dar. Sie haben wie alle paranoiden Vorstellungen einen wahren Kern; gleichzeitig spiegeln sie das fehlende Wissen oder Verständnis für die Zusammenhänge und Hintergründe ökonomischer und politischer Entscheidungen wider und werfen die Frage auf, wie sehr dies als individuelles oder gesellschaftspolitisches Versagen gewertet werden muss. Auf der emotionalen Ebene kommt es neben dem Gefühl der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins auch zu einer Zunahme an aggressiven Gefühlen, die nach Entladung drängen.

„[...] da wird irgendjemand auf einer Yacht sitzen, auf das Knöpfchen drücken, der wieder ein paar Milliarden reicher sein wird, und die Politik macht nichts dagegen. Und die schöpfen ab. Also, ich bin überzeugt, dass das wirklich von großen Organisationen gesteuert wird. Und wenn man sich hier anschaut, da die ganzen großen

amerikanischen Banken, und wer sitzt jetzt in der EU und wie die Verbindungen sind untereinander“ (Melissa, 95).

„Die treibenden politischen Kräfte sind sicherlich jetzt nicht in der Regionalpolitik zu suchen, sondern sicher [...] im internationalen Umfeld zu finden“ (Henry 15).

„Äh, und letztendlich geht es also darum, dass die, wer immer das dann weitertreibt oder vorantreibt [...], nichts Gutes im Sinn hat [...]“ (Henry, 17).

„[...] ich glaube, dass das einfach auch eine gewisse, eine gewisse Steuerung von außen ist, um unser, um dieses Gefüge, das Familiengefüge [...] zu zerstören, würde ich fast sagen“ (Henry, 35).

„[...] ich glaube halt, dass [...] das Interesse, die gesellschaftliche Ordnung zu zerstören, haben definitiv jene Kräfte, die sie NACH der Zerstörung wieder ordnen möchten. [...] Ich [...] kann [...] in dem Tun also keinen Sinn erkennen“ (Henry, 38–39).

„Aber auch die Flüchtlinge sind ja nur Mittel zu einem bestimmten Zweck. Also, der Zweck [...], den man jetzt ersehen kann, ist ja die Ankündigung, das Bargeld abzuschaffen“ (Henry, 19).

„2018 gibt es den Vorschlag, das auch in Österreich irgendwie abzuschaffen, so viel ich im Internet so gelesen habe. Äh (seufzend), die weitere Folge ist dann quasi, wie wird man bezahlen [...], also man wird wahrscheinlich mit diesem vielzitierten Chip zahlen, den man implantiert kriegt, das könnte auch so [s]ein, könnte aber auch nicht so sein. Wenn man so etwas erwähnt, ist man meistens dann gleich so ein Verschwörungstheoretiker, aber ich, egal“ (Henry, 19).

„[...] also man muss ja fragen [...] wer ist da hinter dieser Chip-Technologie“ (Henry, 19).

„Immer wenn es Krisen gibt, gibt es auch Gewinner von einer Krise [...] Da gibt es [...] am Finanzmarkt alle möglichen, die an den fallenden Kursen von XY profitieren oder es gibt dann auch diejenigen, die halt in der Krise dann sehr gute Waffengeschäfte tätigen. In den Krisen gibt es auch dann wiederum, was weiß ich, Flüchtlingsorganisationen, die daran profitieren“ (Henry, 21).

„Das sind alles Effekte, die natürlich auch bewusst eingesetzt werden, weil man ja auch weiß, [...] wenn man die Gruppe unter Angst bringt, was das für Auswirkungen hat, psychologisch“ (Henry, 25).

Die Angst, den gestellten Anforderungen im Rahmen der Krisenbewältigung nicht gewachsen zu sein, kann ebenso auf andere Menschen projiziert werden, wie man an den folgenden Beispielen erkennen kann.

„Und umgekehrt mich eher [das] Aufrechterhalten des Status quo langweilen würde. [...] da gibt es sicher ganz unterschiedliche Charaktere, bei denen es definitiv Stress verursacht, wenn es darum geht, Abläufe ständig zu hinterfragen und anders zu denken“ (Gerald, 75).

„Bei mir ist es einfach aufgrund der Vergangenheit immer schon Teil der Arbeit gewesen, dadurch bin ich mit dem vertraut. Aber in anderen Fällen ist es sicher ein schwieriges Thema“ (Gerald, 77).

8.2.14.6 Rationalisierung

Darunter versteht man das Vorgehen, „einer Verhaltensweise, einer Handlung, einem Gedanken, einem Gefühl etc., deren wirkliche Motive nicht erkannt werden, eine logisch kohärente oder moralisch akzeptable Lösung zu geben“ (Laplanche & Pontalis, 1989, S. 418). Laplanche führt weiter aus, dass die Rationalisierung nicht direkt gegen die Triebbefriedigung gerichtet ist, „sondern eher sekundär die verschiedenen Elemente des Abwehrkonflikts verschleiert“ (vgl. Laplanche & Pontalis, 1989, S. 419).

Bei den folgenden Beispielen wird klar, dass sowohl die Verwendung spezifischer Begriffe als auch der Einsatz einer historischen Betrachtungsweise dazu dienen, Angst, Überforderung und Entbehrungen zu verkleinern.

I: „Ja. Sie sagen, es gibt sogar einen Begriff dafür? Ost-Angst?“

„Nein. Also, das Ost-Exposure oder das Ost-Risiko“ (Brigitta, 28–29).

„Ich selbst spüre also jetzt durch die Krise keine andere Belastung, weil es irgendwie zur Herausforderung gehört [...] oder dieser Stress, solange er positiv ist und eine Herausforderung ist, die ich eigentlich sogar schätze“ (Gerald, 73).

„Man sagt zwar in der Kunstgeschichte, den Künstlern, denen es immer schlecht gegangen ist, das sind zum Teil die besten Maler gewesen, weil sie einfach auch den Zwang hatten, etwas zu tun“ (Tom 81).

„Hunger ist ein guter Lehrmeister“ (Tom, 208).

Auch ein Fehlverhalten kann argumentativ gerechtfertigt werden, um die damit verbundenen Gefühle, eine moralische Übertretung begangen und Menschen geschädigt zu haben, zu mildern.

„Also, da gibt es so einen Eierproduzenten, der hat weiß nicht wie viele Tausende Eier einfach nachgestempelt, na, warum tut der das [...] Weil der es einfach braucht, das Geld“ (Henry, 31).

8.2.14.7 Wiederholung

Die Interviewpartner weisen vermehrt darauf hin, wie man an den folgenden Beispielen nachvollziehen kann, dass es sich bei der Finanzkrise um ein Phänomen handelt, das keinen Anspruch auf Besonderheit hat, obwohl es von den Betroffenen als solches erlebt wird. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob es sich dabei auf individueller und gesellschaftlicher Ebene um Verdrängtes, also nicht Erinnertes, handeln könnte, also um Prozesse, die der Unbewusstmachung unterliegen.

„Die Finanzkrisen hat es immer gegeben, wir haben 2001 die Technologieblase gehabt. Wir haben vorher [...] zig Krisen [gehabt]“ (Melissa, 15).

„Es hat, seit ich mich erinnern kann, seit ich im Geschäftsleben stehe, oft Krisen gegeben. Ich glaube, es ist die Krise, von der jetzt die Rede ist, irgendwie nachhaltig.“

ger, tiefgreifender als [...] die früheren, an die ich mich erinnern kann. Und [...] [sie trifft] verschiedene Schichten der Bevölkerung besonders hart. Ich glaube auch im psychologischen Sinn“ (Rubin, 23).

8.2.14.8 *Wendung gegen das Selbst*

Die Interviewpartner beschreiben mit zahlreichen Beispielen, wie sehr die Krise ihnen oder ihrem Umfeld zugesetzt hat. Die eigene Person wird stellvertretend für eine andere, eine Gruppe oder Institution zum Ziel der Destruktivität. Der erfahrene Leistungsdruck und Stress, aber auch die Angst, die Arbeit zu verlieren, führen zu körperlichen und psychischen Erkrankungen bis hin zum Suizid.

„Zwei waren im Burn-out, nicht. Und manche haben halt dann auch schon [...] ziemlich geschmault, wo man sich dann gedacht hat, na ja, da fehlt jetzt auch nicht mehr wirklich viel. Und da denkt man sich schon dann seinen Teil, ja“ (Josef, 125).

„Und wir haben [eine] verstärkte Stressproblematik, also, konkret haben wir mehr Angststörungen [...] dann haben wir Burn-out-Fälle. Und das Klima ist rauer“ (Brigitta, 21).

„Ich glaube, jemand, der Angst hat, in der Krise ist die Angst da. Die kann man nicht mehr wegschlafen, [...] da nimmt die Schlaflosigkeit zu und alles“ (Tom, 173).

„Ich glaube, es ist schon ein Alarmsignal, wenn man Freunde oder Bekannte hat, die sich dann komplett zurückziehen“ (Tom, 173).

Eine Interviewpartnerin beschreibt den Angriff auf die Denkfunktionen, im Speziellen auf die Urteilsfähigkeit infolge des Druckes, der im Rahmen des Krisenmanagements auf ihr lastete. Dies bewirkt auch eine Einschränkung der Ichfunktionen.

„Man darf die Familie keinesfalls vernachlässigen. Das ist oberste Priorität [...] Es war irrsinnig wichtig, dass es den Kindern gut geht und alles. Und [...] dass man auch die Freunde trifft. Dass man nicht zu sehr in diesem Büroumfeld gefangen ist, weil dann verliere ich die Kunst zu differenzieren oder die Kunst zu relativieren, und das ist wahnsinnig wichtig“ (Brigitta, 47).

8.2.15 *Übertragung und Gegenübertragung in den Interviews*

Ein ca. einstündiges Interview zu geben, das transkribiert und für eine wissenschaftliche Arbeit verwendet wird, löst trotz der Zusicherung der Anonymität und der Möglichkeit des Widerrufs bei den interviewten Personen verschiedene Ängste aus. Diese haben mit der fehlenden Vorbereitungsmöglichkeit, der Selbstoffenbarung und der Analyse der getroffenen Aussagen, aber natürlich auch mit dem fremden Gegenüber und der Thematik zu tun. Die Zusage einiger Interviewpartner, mir Träume oder Witze auch nach dem Interview zukommen zu lassen, wurde von keinem realisiert. Einige Personen reagierten auf das The-

ma Krise verhalten oder mit Abwehr in der Art, dass sie von einer Krise nichts bemerkt und daher auch nichts zu sagen hätten.

Das Gleiche gilt für mich, deren Vorfremde von Ängsten in Bezug auf mögliche technische Gebrechen bei der Aufnahme getrübt war. In einem Fall führte die Unterbrechung wegen eines Anrufes wirklich zu einer verminderten Aufnahmequalität, was sich erst beim Abhören herausstellte.

Anspannung war auch während der Interviews bei den meisten Interviewpartnern spürbar. So war es besonders auffällig, dass fast alle Personen nach dem Interview und dem Abschalten des Aufnahmegeräts einen Drang verspürten, mehr Privates und Geschäftliches von sich preiszugeben, über menschliche Verluste zu sprechen, über eigene Mobbing Erfahrungen, aber auch über Inhalte, die in den Interviews verschwiegen wurden. Dazu gehörten etwa eigene finanzielle Verluste zur Zeit der Finanzkrise, die Beschäftigung mit dem Suizid eines Kollegen, der angedroht hatte, sich aus dem Fenster zu stürzen und letztlich wirklich durch den Sturz von einem hohen Gebäude den Tod gefunden hatte; oder das Bedauern, dass das Interview schon zu Ende war, während ich selbst während des ganzen Interviews das Gefühl hatte, angegriffen und entwertet zu werden. Ich kam mir mit letzterem Interviewpartner wie in einem Boxkampf vor, bei dem mein Gegner in ständiger Verteidigungshaltung war, um infolge einer ungedeckten Stelle nicht einen Schlag abzukriegen, und mich daher ständig angriff, um mich in eine Position der Unterlegenheit zu bringen. Mein Partner forcierte die Rollenkehr. Er selbst fühlte sich durch meine Fragen in eine Position des allwissenden Gottes gedrängt. Ich wurde zur Überbringerin der schlechten Nachricht von einer Krise, mit der er nicht in Berührung kommen wollte. Aber es ging dabei noch um mehr: um eine Absage an die Psychoanalyse und ihre Wissensproduktion.

Wahrnehmbar war bei den Interviewpartnern, die selber mit eigenen oder fremden Problemen zu kämpfen hatten, ein Zustand der Erschöpfung, der sich in einer gebeugten oder erstarrten Körperhaltung oder in zahlreichen Seufzern und schwerem Ausatmen während des Interviews ausdrückte. Auffallend war auch das taktmäßige Schlagen mit der Hand, das wie ein monotoner Rhythmus die Schwere des Geschehens begleitete, während gleichzeitig Begriffe wie „Herausforderungen“ oder „Chancen einer Krise“ das nonverbale Geschehen konterkarierten.

Ein Interviewpartner trug mir nach dem Interview ein paar selbst verfasste Gedichte vor, die seine melancholische Grundstimmung gut wiedergaben. Mehrere Männer wirkten depressiv, als hätten sie die beste Zeit hinter sich, wüssten das auch, würden aber den Schein eines vergangenen, kraftvollen Selbst aufrechterhalten. Spürbar war vielfach die Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren, bzw. die Sorge, dass es die Kinder schlechter haben würden.

Einen Interviewpartner musste ich laufend unterbrechen, um meine Fragen stellen zu können, da er gewohnt schien, in der Position des Sprechenden zu sein oder in Selbstdialogen zu verharren. Ein anderer Interviewpartner schien völlig abgeschnitten von seinen Affekten, beantwortete die Fragen, ohne sich wirklich darauf einzulassen. Auffällig war bei ihm, dass er ständig mit Krisen zu tun hatte, dies aber mittels Rationalisierung und Isolierung abzuwehren schien.

Einer der Interviewpartner verlegte das Interview sehr kurzfristig in ein Ringstraßenhotel, weil im Anschluss ein arabischer Geschäftspartner wartete, von dem er mir erzählte, dass er europäischen Frauen nicht die Hand reichte. Durch den Ortswechsel erschwerten sich für mich die Aufnahmebedingungen, gleichzeitig vermittelte mir der Mann aber auch einen Eindruck von seinen Arbeitsbedingungen, die Flexibilität und Anpassung an die Klienten erforderten.

Auffällig war die Selbstkritik, die von manchen Personen geäußert wurde, als sie den Transkripttext lasen. Ein Interviewpartner bat mich, diesen sprachlich zu verändern, weil er zu viele Wiederholungen und „nicht“ enthielt. Freuds Text über „Die Verneinung“ lehrt uns, dass in der Verneinung die Verdrängungsschranke zum Teil aufgehoben ist, was jedoch nicht für die Affekte gilt (vgl. S. Freud, 1925h).

Eine andere Interviewpartnerin, die sprachlich sehr gut und flüssig formulierte, ließ mich wissen, dass sie sich in Zukunft mehr um ihren sprachlichen Ausdruck bemühen würde, entgegen ihren Erwartungen das Interview aber interessant gefunden hätte. Was sich hier zeigt, ist der Wunsch nach Perfektion und Kontrolle, aber auch Scham darüber, dass diese nicht aufrechterhalten werden können und Regressionen stattfinden.

Eine Person hat das Interview ein Jahr, nachdem es geführt wurde, zurückgezogen, weil sie befürchtete, aufgrund ihrer Aussagen erkannt zu werden. Diese Interviewpartnerin war als Wirtschaftsprüferin für Banken zuständig und befand sich in dem Dauerkonflikt, ihren Über-Ich-Ansprüchen gerecht zu werden, ihre Rolle als Prüferin und Beraterin auszufüllen und gleichzeitig die „Hand, die einen füttert, nicht zu beißen“. Im Rahmen des Interviews zeigte sie auf, wie sehr es sich bei ihrer Arbeit um eine Gratwanderung handelte, die sie selbst aufgrund der (wirtschaftlichen) Beziehung zu ihrem Gegenüber zwischen Skylla und Charybdis brachte: auf Risiken hinweisen zu müssen und die Banken ihre Geschäfte machen zu lassen. Diese Person erzählte mir auch, dass sie seit vielen Jahren das Träumen bei sich „abgestellt“ habe. Sie sagte im Interview, dass sie in entscheidenden Angelegenheiten keine schriftlichen Spuren hinterlasse, was sie im Sinne der (unbewussten) Wiederholung letztlich auch bei mir machte. So laviert sie sich möglicherweise durch allerlei Verbindlichkeiten und umschiffet Konflikte: Nichts Wichtiges wird schriftlich festgehalten.

Long (2013) (siehe Kapitel 6.3) analysiert, wie einzelne Bereiche in Institutionen unterschiedliche Containerfunktion für mentale und psychische Prozesse

haben, die von Machtstrukturen durchzogen sind. Eine Analyse dieser Strukturen könnte krisenvorbeugend wirken.

Die Interviews selbst stellten für mich eine große Bereicherung dar, da sie mich mit Menschen in Kontakt brachten, denen ich in der psychoanalytischen Praxis nicht so oft begegne. Auffällig waren die starken Belastungen und hohen Anforderungen, unter denen einige der Personen litten. Sie können auch als Krisenfolgen identifiziert werden.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

